

Spuck



Roman
von
Klabund

SPUK II.



Roman von Klabund

Zweite Auflage, Erich Reiß Verlag, Berlin 1922

Der Sturm
Die Äste beugt
Und der Rabe singt.
So wandert das Wetter Gottes
Zu den Sternen
Hölderlin

Geschrieben im Fieber einer Krankheit,
Januar bis April 1921

XXIII. Die Trinität

Es klopfte.
Hyacinthe öffnete.

Und herein trat eine sonderbare Prozession.

Voran schritt ein würdiger Greis in weißem Wattebart mit strahlend schönen Augen. Er trug einen weiblichen Morgenrock aus rotem Flausch, auf dem Haupt eine spitze Kaufmannsdüte, die mit goldenen Sternen beklebt war. In der einen Hand hielt er einen Käfig, in dem eine weiße Lachtaube untergebracht war, an der anderen Hand einen schönen Jüngling in römischer Tunika, dem ein hölzernes Kreuz auf den Rücken geschnürt war.

Hinter dem Kreuz schritt ein Wunderrabbi in schwarzem Kaftan, der geheime Gebete murmelte und seinen Oberkörper ekstatisch hin und her warf. Ein alter preußischer General, Exzellenz, humpelte am friderizianischen Krückstock, links von einem Herrn vom Adel, der ein Waldhorn trug, rechts von einem harlekinisch geschminkten Tänzer gestützt.

Ihnen folgte ein neugebackenes Brautpaar auf dem Fuße, sie den Myrthenkranz, er den Zylinder auf der Stirn.

Er bewegte sich auf Krücken vorwärts.

Ihre Knie zitterten.

Er zählte 105, die Braut 91 Jahre.

„Liebling“, flüsterten ihre zahnlosen Lippen.

„Mein Süßes“, echote der Greis.

Er rückte die Brille zurecht:

„Mir scheint, du bist heute gar zu dekolletiert. Ich werde eifersüchtig.“

„Und du kokettierst mit der Schwester ...“

„Deine reizvollen Formen sollten nicht für jedermann sichtbar sein.“

„Dein Blick, dein Herz mir allein gehören.“

„Sehnst du dich nach mir?“

„Unsäglich.“

„Wann wird der Tag der Hochzeit, wann wird die Hochzeitsnacht sein?“

„Bald, Engel, bald.“

Sie traten seitwärts wie in eine Kulisse ab, und ein Mann in einer Soutane aus Sackleinand kam zum Vorschein.

Es war der Mönch vom Potsdamer Platz.

Er übergab mir sofort seine Visitenkarte, darauf stand zu lesen:

Salvatore Ciavolino, Bauchredner und Teufelsbeschwörer, Mitglied der Loge Armadora, hält sich für den geehrten Herrschaften zum Teufelsbeschwören bestens rekommandiert und empfohlen.

Ein Mann in violetter Samtjacke schlich sich herzu und überreichte mir ein in violetter Seide gebundenes Buch. In Silberdruck las ich den Titel:

A bis Z
Konversationslexikon der Geheimwissenschaften.

Ich schlug das Buch auf und blätterte – weiße, unbedruckte Blätter glotzten mir entgegen.

Das Buch war leer.

Der Theosoph aber ließ sich vernehmen:

„Einst wird kommen der Tag! Treten Sie dem „kommenden Tag“ bei: D. K. T. Aktiengesellschaft zur Förderung geistiger und wirtschaftlicher Werte. Seele und Geschäft: das gilt bei uns gleichviel. Das Geschäft ist unsere Seele, und die Seele ist unser Geschäft. Kaufen Sie eine Aktie! Schon sind zehn Millionen gezeichnet. Zeichnen Sie eine weitere Million! In unserem Besitz befinden sich eine Zigarrenfabrik, eine Nahrungsmittelfabrik, eine Schirmfabrik, ein erstklassiges Hotel, in dem sogar Gottvater persönlich abzusteigen pflegt, eine Rasierseifenfabrik, eine Sägemühle, eine Druckerei mit Verlag kommunistischer und monarchistischer Schriften, ein Tempel, ein Exportgeschäft, ein Trappistenkloster ... Probieren Sie

unsere metaphysische Rasierseife! Sie werden fabelhaft eingeseift werden. Machen Sie einen Versuch mit unserer Zigarrenmarke Nirwana. Jeder Versuch führt zu dauernder Kundschaft.

Nirwana macht Ihnen den blauesten, den violettsten Dunst vor, den Sie sich nur vorstellen können ...“

„Herr«, schrie ich erbost, „hören Sie auf, gehen Sie schleunigst in Ihr Trappistenkloster!“

Der würdige Greis mit der Düte auf dem Kopf trat auf mich zu:

„Mein Name ist Gottvater. – Dies hier“, er wies auf den Jüngling an seiner Seite, „ist mein geliebter Sohn, wie er sein Kreuz zur Richtstätte schleppt. Dies mein *tertium comparationis*,“ er zeigte auf die Taube, „der Heilige Geist in eigener Person, der bekanntlich geflügelt und eine Taube ist.“

Die Lachtaube im Käfig begann zu gurren und zu lachen, und ihr Gelächter artete in einen Lachkrampf aus.

Gottvater runzelte die Stirn:

„Der Heilige Geist ist wieder einmal vorlaut. Er macht sich über die Schöpfung lustig. Aber was kann man mehr verlangen von einem unvernünftigen Tier? Der Heilige Geist sch... ja sogar.“

Er musterte mißbilligend den Boden des Käfigs.

„Immerhin, was soll ich machen? Es ist der einzig echte, der einzig wahre Heilige Geist, mit ihm und meinem lieben Sohn,“ er tätschelte den Jüngling, mit dem er in einem homosexuellen Verhältnis zu stehen schien, bin ich erst komplett als Trinität. – Wir sind gekommen, einem fremden Gott zu huldigen, der in diesem Raume weilen soll!“

Er sah sich suchend im Zimmer um.

Ich deutete auf Yenkadi, der weiß auf schwarz von der Wand leuchtete.

„Dort ist der Gott. Stumm, reglos – aber gewaltig und unbeirrbar regiert er seine Welt. Sein Name ist Yenkadi.“

Die Trinität verbeugte sich ehrfürchtig.

Die Taube wackelte mit dem Sterz und zwängte ihren Schnabel durchs Gitter des Käfigs.

Gottvater verneigte sich, wie er es einst in der Tanzstunde gelernt haben mochte: altmodisch, als trüge er einen Gehrock: und als wäre Yenkadi sein Bürovorstand.

Der Jüngling lächelte schön:

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kehrt zum Vater denn durch mich.“

Der Teufelsbeschwörer imitierte eine Aveglocke: Bim – bim – bim.

Gottvater, die Taube in der Hand, Gottsohn, der Theosoph, das Brautpaar knieten nieder und bekreuzten sich.

Der Wunderrabbi dawwinte.

Der Tänzer tanzte.

Die Exzellenz salutierte.

Der Herr von altem Adel blies auf dem Waldhorn den Choral: „Lobe den Herrn.“

Dämmerung sank ins Zimmer.

Auch Hyacinthe hielt die Hände gefaltet.

Yenkadi leuchtet weiß auf schwarzem Grund.

Da faltete auch ich die Hände.

XXIV. Dictator mundi

Munk besuchte mich eines Tages zu meiner nicht geringen Verwunderung. Er schien einen langen Weg von der Gänselache über die Krausnickstraße bis in mein Krankenzimmer zurückgelegt zu haben, denn er kleidete sich mit einer aufdringlichen widerlichen Eleganz, die zu seiner bisherigen proletarischen Existenz in striktem Gegensatz stand.

Er duzte mich sofort.

„Ich habe in der Zeitung von deiner Erkrankung gelesen. Unsere gemeinsamen Schulerinnerungen ließen es mir als meine Pflicht erscheinen, mich nach dir umzusehen.“

Ich dachte an einen Pfingstausflug in den Birkenwald. Wir schüttelten Maikäfer: wie fielen sie klamm von den Bäumen: die Bäcker und Schuster und Fürsten und Kaiser: wenn wir die Bäume schüttelten – vor Sonnenaufgang.

Munk entledigte sich seiner zitronengelben Handschuhe.

„Ich habe die Welteiche und die Wodaneiche geschüttelt: vor Sonnenuntergang. Da sind sie vom Stengel gefallen: die Kornfürsten, die Kohlenbarone, die Eisengrafen, die Kaiser. Ich war erster Vorsitzender eines revolutionären Klubs. Wenn ich mit der Faust auf den Tisch schlug, wackelten die Gläser und die Paläste der Großen begannen zu wackeln. Wir rebellierten. Wir sangen die Marseillaise. Ich beschloß, daß die Sonne sich künftig wieder um die Erde zu drehen habe. Man beschloß demgemäß.“

Ich inaugurierte die freie Liebe, indem ich in vorgerückter Stunde auf dem Sofa bei Vater Grumbkow am Grünen Weg am lebenden Objekt der Kellnerin Maria den Coitus interruptus exemplizierte. Dennoch schwängerte ich sie. Unbefleckt also empfing sie und gebar Christian, meinen Sohn und Widerpart. Er ist jetzt siebzehn Jahre alt und in dieser Anstalt untergebracht, wo er zu einem gewissen Gottvater in einem merkwürdigen Verhältnis zu stehen scheint. Er hat sich den Titel Gottsohn beigelegt.“

„Ich habe ihn vor ein paar Tagen kennengelernt. Er hat einen sehr sympathischen Eindruck auf mich gemacht.“

Munk wieherte.

„Sieh einer an!“

Er zündete sich eine Zigarre »“Marke Nirwana“ an, ohne mir eine anzubieten:

„Er ist ein gefährlicher Bursche. Suspekt und antirevolutionär. Er sitzt hier in Schutzhaft.“

Ich hüstelte in dem Zigarrenrauch:

„Aber was hat er denn getan?“

„Das ist es eben: er hat nichts getan. Das ist sein Verbrechen in dieser aktivsten aller Zeiten. Sie will vorwärts rollen: und er fällt ihr in die Räder.“

„Du sprichst so große Worte. Was ist denn aus dir, was bist denn du geworden?“

Munk schlug die Zigarrenasche auf den Bettvorleger:

»“Dictator mundi. Wo lebst du? Hast du nie etwas von mir gehört?“

„Nie, seitdem wir uns damals aus den Augen verloren – obgleich ich von dir geträumt habe, du mein alter ego. Du bist also Dictator mundi – ich bin nur ein cursor mundi geworden ...“

Munk öffnete den Mund wie ein Rochen:

„Ich bin erstaunt und in meiner angeborenen Eitelkeit gekränkt. Es gibt jemanden, noch dazu mein alter ego, der mich nicht kennt, zu dem das Echo meiner Wirksamkeit nicht gedrungen.“

„Verzeih: ich lese keine Zeitungen – wie du.“

„Sondern?“

Ich schwieg einen Augenblick:

„In den Sternen und aus der Hand.“

Munk streckte mir seine Metzgerpranke hin:

„Willst du mein Schicksal mir aus der Hand lesen?“

„Zeig deine Hand – nein, nicht die rechte, die linke: sie ist unbeherrschbar ...“

„Ich beherrsche die Welt – und mich. Ich bin der erste Diener meiner Utopie.“

„Zum Merkur – das ist der Gott der Kaufleute – laufen starke Linien. Du bist reich.“

Munks Metzgerantlitz glänzte ölig.

„Ich wohne im ehemaligen kaiserlichen Prunkschloß Sanssouci. Ich bin an sämtlichen Staatsbetrieben, ob sie nun florieren oder nicht, mit 15 Prozent vom Umsatz beteiligt.“

„Der Venusberg zeigt vorwiegend männliche Tendenzen in starker Betonung.“

Munk verneigte sich geschmeichelt:

„Im Seitenflügel des Schlosses sind fünfzig Zimmer für die fünfzig schönsten Mädchen aus den Völkern Europas reserviert, aus jeder Nation eine. Keine ist über achtzehn Jahre alt und alle waren Jungfrauen, ehe ich sie berührte. So ehren die Völker den Wohltäter der Menschheit. Ich habe den wahren Völkerbund effektuiert. Ich befruchte die Jungfrauen, jede ein Symbol ihrer Nation. Italien geht schwanger. Rußland hat Zwillinge geworfen. Mutter und Kind befinden sich wohl. Deutschland ist bereits im zehnten Monat, und noch keine Anzeichen einer baldigen Geburt zu diagnostizieren.“

„Die Lebenslinie verläuft im Zickzack ... verflucht sich mit hundert anderen Linien, bricht ab, setzt wieder ein. Gewalt und Greuel und Mord beflecken sie – wie die meine ...“

Munk ließ die Hand sinken. Dann breitete er beide Hände aus: „Ich liebe die Menschheit!“

Ich wagte die Frage:

„Und wie äußert sich das?“

„Ich habe die Menschheit zu ihrem Glück – gezwungen.“

„Womit?“

„Mit Bürgerkrieg, Hungersnot, Seuchen, Grippe, Maschinengewehr, Standgericht, Schutzhaft und Galgen.“

„Du erwartest einen Aufschrei? Entsetzen oder Hymnus? Auch du bist nur ein ... Mensch.“

„Zwanzig Millionen sind in Krieg und Revolution draufgegangen. Was tuts? Es gilt das Glück der Menschheit.“ „Wer ist das? Die Menschheit? Ich kenne sie nicht. Ich kenne dich. Ich kenne mich. Du sprichst von der Menschheit, daß du sie liebst.“

Aber liebst du auch nur einen Menschen?“

„Der einzelne braucht meine Liebe nicht. Sie gilt der Gesamtheit, die ich organisiere, paraphrasiere, dekretiere, sozialisiere, kommunisiere. Ich dekretiere: Glück. Und hundert Millionen sind glücklich. Ich nehme die Feder zur Hand: Paragraph 7314 der intermundanen Gesetzgebung: die Armut und das Verbrechen existieren nicht mehr. – Der Paragraph wird vom allgemeinen obersten zentralen Legislativ- und Exekutivkomitee bestätigt.“

„Du spielst Gott, armer Teufel.“

Munk knöpfte sich wieder seine zitronengelben Handschuhe zu: „Wenn ich dir einmal aus alter Freundschaft behilflich sein kann: bitte. Eine Stelle als Assistent im Ministerium der schönen Künste: wie wärs? Wie? Sechsstündige Arbeitszeit. Teilnahme an den großen künstlerischen Meetings und Diskussionen. Besuche bei unseren großen politischen Dichtern. Aufstellung von Themen. Bruder Mensch, der Bruderbund der Menschheit, das ewige Glück, der ewige Friede, der Mensch ist gut – das sind so die beliebtesten, die sich noch ad libitum variieren lassen. Wenn man es nur den Menschen gehörig in die Ohren brüllt, so glauben sie's schon. Der Mensch ist glücklich, wenn er – glaubt.“

Ich widersprach:

„Es gibt nur eine chemische Lösung der sozialen Frage. Sie ist die einzig mögliche, weil einzig natürliche. Beim Fressen, Saufen, Huren kann man

dem Menschen, so wenig wie einem anderen Lebewesen, mit Ethik oder Pseudoethik kommen. Schon produzieren wir auf elektrischem Wege Stickstoff aus der Luft. Sobald es uns einmal wie der Pflanze gelungen ist, aus anorganischen Stoffen organische zu schaffen, ist die soziale Frage gelöst...“

Hyacinthe betrat mit dem Abendessen das Zimmer.

„Gestatte, Hyacinthe, daß ich dir vorstelle:

Munk, Diktator der Welt, ein Schulfreund von mir.“

Munk glotzte:

„Sehr erfreut!“

Hyacinthe lächelte:

„Du mußt jetzt Abendbrot essen. Es gibt Eier, Milch und Schinken.“

Munk erhob sich und klappte mit den Hacken.

„Der Appetit regt sich – und vielleicht auch der Sexus. Da bin ich überflüssig. Ich gehe. Mein Staatsauto wartet an der Straßenbiegung. Vergiß nicht, mir über meinen Sohn Christian gelegentlich zu berichten, der die Welt von innen heraus bessern und erlösen will und darüber ein wenig irrsinnig geworden ist. Man kann ihr nur von außen beikommen. Die Seelen müssen organisiert werden. Ich halte den „Kommenden Tag“ für eine recht gescheite Gründung, die ich prinzipiell unterstützte. Der Herzschlag muß rationiert werden. Ich bin für ein Taylorsystem des Gefühls.“

Er schwenkte seinen steifen schwarzen Hut:

„Mein Fräulein!“

Und zu mir:

„Gute Besserung!“

XXV. Visite

Der Tänzer, der General, der Herr von Adel wohnten in einem kleinen Saal neben meinem Zimmer. Der Albino gestattete mir eines Tages einen Besuch bei ihnen. Ich ließ mich vom Wärter in einem Sessel hinübertragen. Der Tänzer marschierte wie ein preußischer Grenadier durch den kleinen Saal. Eins, zwei. Eins, zwei. Der Herr von Adel spielte auf dem Waldhorn den Hohenfriedberger Marsch. In einer Ecke stand der alte weißhaarige General Exzellenz und nahm die Parade ab. Er hatte eine blaue Friedenslitewka an und rote Biesen an den grünen Zivilhosen. Er hatte sich die roten Biesen aus abgelegtem Fahmentuch verfertigt und selbst angenäht. Der Tänzer hielt plötzlich inne und nur sein Schatten marschierte noch weiter. Der Herr von Adel setzte das Horn ab. Der General hüpfte, als galoppierte er mit einem Pferde unter sich die Schlachtfrent einer Division ab. Dazu wieherte er, um die Illusion eines feurigen Araberhengstes hervorzurufen, den er zwischen seinen Schenkeln wähnte. Plötzlich zügelte er sich und hielt Kritik ab. „Meine Herren“, schrie er, und sein Gesicht glänzte krebsrot wie seine Biesen, „meine Herren“, der Parademarsch heute war eine Schweinerei ...“ Der Tänzer war mit sich beschäftigt. Er tat, als ob er einen Telephonhörer von der Wand nahm und sprach in die Wand hinein: „Fräulein ... Fräulein ... bitte verbinden Sie mich mit dem nördlichen Friedhof ... Ist dort nördlicher Friedhof? Ach, wollen Sie nicht so gut sein und die verstorbene Frau Gela Krestinski an den Apparat rufen? Bitte ja? Süße, bist du da? Ich liebe dich, liebe dich mehr denn je ... Du frierst? Es war so kaltes scheußliches Wetter, gell? Soll ich dir eine Decke schicken ... die bunte Seidendecke aus Italien?“ Er schluchzte unhörbar. Der Herr von Adel, der nur das Wort Italien gehört hatte, spielte auf seinem Waldhorn „Du mein Sorrent!“ Dem General tropften dicke Tränen aus den Wimpern. Die Türe, die innen keine Klinke aufwies, sprang leise auf, und ein Mann in blauweißgestreiftem Kittel erschien mit einem Tablett. „Meine Herren, das Essen!“ Der Herr von Adel, verfressen wie immer, stürzte sich auf die dampfenden Schüsseln. Der General, noch gieriger wie er, aber disziplinierter, folgte gemessen. Nur der Tänzer blieb am Fenster stehen. Er schrieb mit spitzem Finger „Gela“ auf das Fensterglas. Draußen, im Schnee, tanzte ein Rabe. Der Tänzer versuchte, das stelzende und hüpfende Tier zu imitieren. Er schritt die ersten Figuren seines Rabentanzes, der später, nach langen Jahren, zu seinen berühmtesten Tänzen zählen sollte. „Herr Krestinski“, sagte der Mann im blauweißgestreiften Kittel, „das Essen wird kalt!“ Dann zuckte er die Achseln und ging. Der Herr von Adel kaute mit dicken Backen. Der General zermalmte mit knirschenden Kiefern ein gebratenes Huhn samt Knochen und Knöchelchen. Der Tänzer tanzte noch immer am Fenster mit seinem Partner, dem Raben.

XXVI. Der Saal der Mütter

Von Hyacinthe gestützt, machte ich mich auf, den Saal der Mütter zu besuchen.

Wir schritten durch ein Gewirr von Gängen, als wären wir in eine jener Jahrmarktsbuden geraten, die den Namen Labyrinth führen.

Schreie wiesen den Weg.

Sie nahmen ab und zu wie Ebbe und Flut.

Endlich waren wir angelangt.

Saal 28.

Über dem Saaleingang zwei Sprüche:

Was Gott tut, das ist wohlgetan,
und

Lasset die Kindlein zu mir kommen!

Hyacinthe öffnete die Tür.

Da lagen in langen Reihen die unehelichen Mütter, immer acht in einer Reihe; an den Fußenden der Betten standen kleine Kisten, da lagen, quietschend und kreischend, ihre Kinder: rot wie Krebse oder blaß wie weiße Mäuse. Zuweilen wergelten zwei in einer Kiste. Auf der einen Seite des Saales schloß sich ein Operationssaal, auf der andern grenzten einige einbettige Zimmer an.

In einem von diesen sang die Nachtigall.

Ich klinkte leise auf.

In dem Zimmer lag, selber noch ein halbes Kind, ein kaum sechzehnjähriges Mädchen.

Es war Marianne.

Die Augen hatte sie geschlossen.

Zwei dicke lange blonde Zöpfe hingen aus dem Bett heraus bis fast auf

den Fußboden.

Das Kind in der kleinen Kiste schlief.

Man hörte seine regelmäßigen Atemzüge.

An ihrem Bett saß der Teufelsbeschwörer.

Er hielt einen Moment in seinem lateinischen Phrasenschwall, der ihm von den Lippen floß, inne und wandte sich mir zu:

“Sie ist vom Teufel besessen! Die Nachtigall, die aus ihr singt, das ist der Teufel!”

Dann begann er wieder, den Teufel zu beschwören:

“Propter quam causam ingressus es in corpus huius virginis?”

Und eine dumpfe Stimme, die aus dem Mädchen zu sprechen schien, antwortete:

“Amoris causa.”

“Per quod pactum?”

Die Stimme im Mädchen zögerte:

“Per animal.”

Der Teufelsbeschwörer drang in sie:

“Qualis?”

“Luscinia.”

“Quis misit?”

Die Stimme im Mädchen zögerte wiederum.

“Markus.”

Ich hielt den Atem an

.

Markus ist mein Vorname.

Der Teufelsbeschwörer frug weiter:

“Dic cognomen!”

Die Stimme schwieg. Sie schien den Namen nicht verraten zu wollen.

Er wiederholte die Frage:

“Dic cognomen!”

Da sprach sie leise meinen Namen ...

Der Teufelsbeschwörer sprang vom Bett auf.

Er reckte das Kreuz gegen mich:

“Ach! daß es doch endlich an den Tag kommt! Entsetzlicher! Du bist der Teufel in eigener Person! Satanas! Dich hat Pluto, der Höllenfürst, ausgesandt, dies Mädchen zu verlocken und zu verderben. Erinnerst du dich, wie du vor seinen Thron tratest, das Knie beugtest, über das der rote Mantel sich bauschte und Pluto sprach: Mir ist berichtet von einem Mädchen, Marianne geheißten. Sie ist über alle Begriffe schön und sanft. Ihr Wille will das Gute, aber ihre Jugend ist beschwert mit Ahnungen, Wünschen und Gedanken. Sie ist Wachs in der Hand eines entschlossenen Formers. Mich wandelt ein heftiges Verlangen an, diese Seele zu besitzen und ganz mein eigen zu nennen. Da neigtest du das Knie, und der rote Mantel rauschte: Ich werde es an keiner Verführung mangeln lassen. Pluto wird seinen untertänigsten Diener loben. – Von dir, von dir ist die Unselige besessen. Du sandtest ihr die Nachtigall. Unbewußt hat sie deinen Namen genannt, den aus Scham allzulange ihre Lippen verschwiegen, gezwungen von der feierlichen Beschwörung. Und dieses Kind, das hier in der Wiege liegt, im tiefsten Schläfe ahnungslos, unwissend des Schicksals das ihm bevorsteht: es ist ein Teufelskind, es ist dein Kind ...”

Hyacinthe war erbleicht von dem Fanatismus seiner Rede. Er schwang das Kreuz gegen mich.

Ich brach am Bett, vor der Wiege, zusammen:

“Ja, ich gestehe es, ich schreie mein Geständnis heraus: ich bin der Teufel. Ich habe die Schönheit und Güte gemordet, die Keuschheit und Sanftmut geschändet. Ich bin nicht wert, daß dieses Wesen mich geliebt, nicht wert, daß mich Maria in ihren Händen hielt, daß Hyacinthe um meinetwillen erbleicht und errötet ...”

Der Teufelsbeschwörer schwang das Kreuz von neuem:

“Adora Deum tuum, creatorem tuum!”

Und ich sang inbrünstig:

“Adoro, adoro ...”

XXVII. Beständigkeit schließt auf das Tor

Ich betete an der Wiege in mich versunken, wie ich seit Kinderzeiten nicht mehr gebetet hatte.

Als ich mich aus dem Gebet wieder aufrichtete – auch seelisch aufrichtete – da waren der Teufelsbeschwörer und Hyacinthe verschwunden.

Ich setzte mich auf den Bettrand und nahm die Hand des schlafenden Mädchens in meine Hand.

Ich weiß nicht, wie lange ich so saß.

Mit einem Mal wurde das Kind unruhig.

Es wachte auf, bewegte die Beine, verzog das kleine Gesicht, als hätte man es in Essig getaucht, und weinte leise vor sich hin.

Im Augenblick war auch die Mutter wach.

Sie sah mich mit großen erstaunten Augen an und es war, als ob sie aus einem tiefen Traum erwache.

Durch das halb geöffnete Fenster wehten Frühlingslüfte.

Sie sah mich noch einmal an – und erkannte mich.

Wortlos schlang sie die Arme um mich.

Das Kind weinte.

Sie machte sich los:

“Gib mir das Kind, Liebster, es hat Hunger.”

Ich hob das zappelnde Bündel aus der Wiege.

Sie streifte das Hemd von der linken Brust.

Von einem magischen Glücksgefühl durchschauert legte ich ihr das Kind an die Brust.

Auf den Zehenspitzen verließ ich Mutter und Kind, als beide, müde vom Empfangen und Gewähren, eingeschlafen waren.

Ich ging am Zimmer des Teufelbeschwörers vorbei, ich erkannte es an dem Zeichen des Kreuzes, des Fisches, der Taube, und ein unzählbares Verlangen peinigte mich, ihm gute Nacht zu sagen, da ich fürchtete, daß die Nacht für mich sonst eine böse werden möchte.

Ich klopfte.

Erst beim dritten Klopfen öffnete sich die Tür und eine Stimme sprach:

Wer einmal klopft, dem schweigt mein Herz,
Wer zweimal klopft, dem lauscht mein Ohr,
Wer dreimal klopft, der wird erhört.
Beständigkeit schließt auf das Tor.

Und ich sprach:

Es hat mein Finger nicht geklopft,
Es hat mein Herz ans Tor geklopft.

Die Stimme erwiderte:

Tritt ein und schwing den Hammer nur,
So will ich gerne Amboß sein.

Ich trat vollends ein.

Der Teufelsbeschwörer ging mir mit ausgestreckten Händen entgegen: "Sei mir gegrüßt, Bruder, von dem der Bann gewichen, und sei bedankt, daß du kommst!"

Er führte mich an seinen gehobelten Tisch.

Da lag ein zweites Gedeck neben dem seinen: ein Zinnteller mit Brot, ein Zinnkrug mit Wasser.

"Setz dich nieder, Bruder, und nimm teil an meinem Mahl. Ich bin immer für einen Gast gerüstet. Du willst wissen, wie ich wurde, der ich bin – da du auf dem Wege zu werden, der du bist – so vernimm: mein Pfad war einst krumm und dornig wie der deine. Mein Name ist Fra Salvatore Ciavolino. Ich war der Sohn eines Neapler Conditors und begann damit, meinem Vater Süßigkeiten zu stehlen. Früh ward ich in ein Dominikanerkloster getan, wo ich dazu verwandt wurde, den

Dominikanern ihre Liebesbriefe auszutragen. Das Geld, das ich von den Frauen empfang, benutzte ich, mir die Liebe von Küchenmägden zu erkaufen. Als eine Geliebte mich mit einem Bersagliere betrog, da wechselte ich von den Dominikanern zu den Franziskanern, wurde Mönch, Pater und endlich Fastenprediger. Ich bezauberte ganz Neapel: durch meine Eloquenz, die der des Demosthenes ebenbürtig, durch meine Jugend, meine Schönheit. Die Frauen zumal waren es, die mir ins Netz meiner Blicke gingen, aber auch zarte Knaben, denen ich im Beichtstuhl den geheimen Sinn des Lebens deutete, wie ich ihn damals verstand. Ein zweifacher war ich nämlich: des Tags ein frommer und demütiger Mönch, und des Nachts ein frecher und geiler Bock, der in den Bordellen herumhüpfte und es nicht verschmähte, sich zur männlichen Dirne zu prostituieren. In Laster und Lüge verfloß mein Leben – bis eines Tages ich gerettet wurde, wie auch du gerettet wurdest... Confrater.”

Ich hielt den Atem an.

“In einem Bordell der oberen Stadt war es, wo am Fronleichnam die heilige Jungfrau selbst als Hure mir ihren Leib preisgab und mich erlöste, indem sie vor mir, dem Niedersten der Niederen, im Staube kniete. Da brach ein Tränenstrom aus mir, der schwemmte alle meine Laster hinweg. Ich beschwor den Teufel in mir und ging in das dritte Kloster: hierher ...”

Er kniete vor mir nieder:

“Erteile mir deinen Segen und ziehe in Frieden deines Weges.”

XXVIII. Vom Sinn

Die Nacht durch las ich in einer Epistel, die mir der Teufelsbeschwörer mitgegeben. Er hatte sie in Schönschrift peinlich und akkurat geschrieben, den Titel aber in Rundschrift:

Vom Sinn.

“Der Sinn ist Vater und Mutter aller Dinge.
Er erzeugt und gebärt in eins.
Er hat weder Anfang noch Ende.
Er sinnt ewig.

*

Gemäß seiner Eigenschaften:
gemäß seiner Ein-heit, Ein-falt, Ein-samkeit
– seine Ein-heit wird gedacht, seine Ein-samkeit geschaut,
seine Ein-falt gefühlt von den Gläubigen – ist er nicht
gewillt, ein zweites, anderes zu wollen.

Er will nur sich selbst.
Also handelt er auch nicht.
Also tut er auch nichts.
Sondern: er sinnt ewig sich.
Er sinnt: nicht nach, nicht vor: er sinnt.

*

Die Seelen nehmen teil am Sinn.
Sie sind sinn-voll. In dem Sinne: daß ihr bestes in ihm be-„ruht“, während
ihr Bösestes noch außer ihm „lebt“.

Der Sinn ist, mathematisch gesprochen, einer flammenden Kugel zu
vergleichen, gleichsam der Sonne.

Die Seelen sind kleineren Kugeln zu vergleichen, die von der großen
Kugel ihr Licht empfangen, gleichsam den Sternen.

Wie die Sterne eines Sonnensystems einmal in der Sonne versinken
werden, so müssen die Seelen, wenn sie erlöst sein wollen, einmal im Sinn
„unter“ gehn.

Seele und Sinn sind exzentrische Kugeln, die sich immer mehr
konzentrischen Kugeln nähern. Zuerst schweben die Seelen, nur schwach

begläntzt, außerhalb der großen flammenden Kugel.
Dies läßt sich mathematisch so darstellen: (Abb. 1)



Sie nähern sich, indem sie sich be "sinnen", immer mehr dem großen "Sinn". Sehen wir von dem, was wir unser Dasein nennen, auf die Erscheinungen, so befinden wir uns mit obiger Darstellung unserer seelischen Beziehungen zum Sinn noch in der "Präexistenz".

Die "Geburt" tritt ein im Augenblick der Berührung der großen, unstofflich zu denkenden, gleichsam gasartigen Kugel durch eine der kleinen Kugeln.

Vom Augenblick der Geburt an beginnt die Seele nach und nach sich "ihres Sinnes" bewußt zu werden. Sie tritt in den Kreis des "Sinnes". Am Anfang liegt ihr größter Teil als Kugelsegment noch außerhalb des "Sinnes" im halben Dunkel (Abb. 2). Je mehr es der Seele gelingt, dieses Segment hinüber in die helle Kugel zu ziehen, desto mehr wird sie sich ihrer sinn-voll bewußt. Sie wird vom Sinn erleuchtet. Im Augenblick des Todes tritt die zweite Erleuchtung ein. Es beginnt die dritte Existenz, das dritte leibliche Leben (das erste leibliche Leben liegt vor der Geburt, das zweite ist dieses Dasein). Diese zweite Erleuchtung zeichnet sich mathematisch folgendermaßen ab: (Abb. 3).



Die kleinen Kugeln schweben, aber noch immer als exzentrische Kugeln, innerhalb der großen Kugel. Diese dritte Existenz nimmt mit einem dritten Tod ihr Ende (die Geburt ist die erste, der sogenannte Tod der zweite Tod): wenn die kleine Kugel und die große Kugel konzentrisch werden, d. h., wenn sie denselben Mittelpunkt haben, d. h., wenn die Seele im Sinn aufgegangen ist. (Abb. 4.)

Es ergibt sich aus dem Gesagten leicht, daß "Seele" und "Bewußtsein" nicht zu identifizieren sind. In der Präexistenz ist die Seele sich ihrer noch nicht bewußt, weshalb wir auch keinerlei Erinnern in dieses Dasein mitgenommen haben.



Dennoch aber ist sie schon da. Auch in diesem Leben wird die Seele sich ihrer erst allmählich und zaghaft bewußt. Der größte Teil ihres (seelischen) Lebens spielt sich aber auch noch in diesem Leben außerhalb des Bewußtseins, gleichsam im Oberbewußtsein, ab. Im Augenblick des Todes, da sie in den Kreis des Sinnes eintritt, wird sie sich ihrer ganzen Kraft zum erstenmal bewußt werden. Sie wird sich auf ihr Selbst be-

sinnen, um endlich, wenn sie ganz “durchsonnt” ist, ins Herz der Welt einzugehen: beseligt und erlöst.

Dies ist der Sinn des Sinnes:

Die Seele wird wie ein Bumerang aus dem Mittelpunkt geschleudert, um sinn-voll zu wirken, und kehrt – aber, wie der Bumerang nur, wenn sie ihr Ziel getroffen! – zum Mittelpunkt zurück.

Wirkt sie unsinnig, so wird sie draußen im dunklen Raum um die große Kugel schweben, nur schwach beglänzt. Da aber auch die sinn-loseste Seele von ihrem Ursprung her noch einen Funken Sinn in sich trägt, so wird auch sie einmal den Kreis berühren dürfen.

*

Ziel und Umsturz der Seele sind der Sinn.

Der kleine Funken ist das Gewissen.

Das Gewissen zeigt der Seele, ob sie ihre Planetenbahn recht begeht. Allein das Gewissen bezeugt die Tatsache der Unsterblichkeit, der Ewigkeit der Seele. Nicht das Wissen, denn dies ist ans Hirn, an etwas Leibliches gebunden, wie denn der Intellekt etwas Un-wesentliches ist. Das Wesentliche ist dies: s i n n-v o l l erleuchtet zu sein. Das aber heißt: gutgläubig, sanft, zart, rein sein: die große Liebe haben.

Es wäre sinn-los, und das wäre ein logischer Falschschluß, denn der Sinn kann nicht sinn-los, kann nicht: er-nicht-sein – (da das Ziel der Seele die Seligkeit ist: im Sinn, in Gott zu ruhn) – wenn es mit diesem schmerzenreichen Leben zu Ende wäre. Dieses Leben wäre eine Lüge, eine Blasphemie Gottes selbst, wenn es nicht sinn-voll wäre im Hinblick auf das unendliche Ziel. Wozu ist der Schöne schön, wenn er gerade schön genug, um auf der Bahre zu ruhn? Wozu ist der Gute gut, wenn er geißelt und gepeitscht dafür wird? Warum sollte der Böse nicht böse sein, wenn er dafür ein leichtes Leben erntet und dieses Leben ja im Nichts versinkt? Nein: das Gute ist immanent und das Schöne ist immanent. Nur das Böse wird von den um sich selbst rotierenden Kugeln abgestoßen.

*

Wie die Kugeln der Seele sich mit der großen Kugel vereinigen, so können sie auch untereinander sich schneiden und ineinander aufgehen. Ihr Leuchtendes, ihr Gutes zieht sich gegenseitig an, ihr Dunkles, ihr Böses

stößt sich ab. Vereinigen sich zwei Seelen völlig, d. h. werden sie aus exzentrischen zu konzentrischen Kugeln: so kann dies nur bewirkt werden durch die Magie der großen Liebe. Diese Liebe kann nur eine sinn-volle Liebe sein. Denn bei Zuneigung oder Verständnis würden sich die Kugeln nur schneiden.

Die sinn-volle Liebe antizipiert den Vorgang der endlichen Vereinigung der Seele mit dem Sinn und sie ist das schönste und herrlichste Sinn-bild Gottes, des Sinnes überhaupt.«

*

Hier ließ ich das Blatt sinken.
Ich vermochte eine Träne nicht zu unterdrücken.
Ich dachte an Maria, an Marianne, an Hyacinthe:
an die holde Trinität des Eros.

„Die Seele wird sinn-voll durch Erkenntnis.
Die Liebe beruht auf Erkenntnis.
Die höchste Liebe auf höchster Erkenntnis.
Das Gewissen ist der Gradmesser der Erkenntnis.
Die Seele will in sich (nicht außer sich) gut werden.
Der Sinn der Seele geht nach dem Sein – nicht nach der guten Tat.
Denn diese geschieht stets im Angesicht der Leute.
Also daß noch der beste Täter sich eitel spiegelt.
Keinerlei äußere Anfechtung: Mord oder Vergewaltigung:
vermag der Seele auch nur das geringste anzuhaben.“

Ich hatte Maria ermordet, Marianne vergewaltigt: ihre Seelen aber waren geblieben sanft, zart, rein, gutgläubig, denn sie hatten die große Liebe. Ich aber hatte nur den großen Haß.

“Die Seele ist innen.

Sie beruht „auf sich“, und also „auf dem Sinn“. Das, was sie umgibt, ist ihr Leib. Und dieser Leib ist für sie Luft, wie die Luft die Erde umgibt. Ihr Kern ist unverwundbar. Dieser Leib ist Luft für sie. Gerade gut genug, um wie ein Vogel darin zu schweben. Da dieser früher nicht da war, so wird er später, logisch gedacht, auch nicht da sein. Was einen Anfang hat, hat ein Ende.

Aber die Seele ist unendlich und unanfänglich.

Der Dolch des Feindes stößt wie durch einen Ätherleib, ins Leere, wenn er den Weisen töten will. Des Tigers Krallen findet kein Fleisch an ihm. Je mehr wir den Sinn gewinnen (der einzige Gewinn, der Dauer hat), um so unbewußter werden wir unseres Körpers, um so bewußter wird sich die Seele. Spinoza sagt: Die Glückseligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst. Die Seele ist das einzig Wirkliche an uns. Und ihre Werke nur und ihre Wirkung nur wird dauern.

Das Gewissen fordert unerbittlich die Vervollkommnung. Und wer seine Stimme nicht hört oder hören will, dessen Seele wird noch lange mit den dunklen Kugeln schweben.

Der Weise aber kann die erste Glückseligkeit schon hier erlangen, wenn er gewissenhaft lebt. Das Reich dieses Lebens kann nur in der höchsten Erkenntnis des Sinnes: der Liebe erreicht werden: wenn zwei Seelensterne ineinander aufflammend sich zu einem reineren Feuer emporläutern, zu einem einzigen Gestirn, das jauchzend dem „Mittelpunkt“ zuschießt.“

XXIV. Der Tag ist gekommen

Ich hatte eine schlaflose Nacht über dem aus Mathematik und Mystagogie, aus kindischer Torheit und greisenhafter Wahrheit so wunderbar gemischten Manuskript des irren Mönches verbracht. Ob ich es wollte oder nicht: ich fühlte mich von vielen seiner Worte tief berührt. Sie trafen pfeilgerade mein Schicksal.

Die Morgendämmerung brach an.

Ich erwartete mit Sehnsucht Hyacinthe.

Als sie zur gewohnten Stunde nicht zu mir kam, wurde ich unruhig.

Ich klingelte nach dem Bademeister.

Er zuckte die Achseln.

Ich klingelte dem Dienstmädchen.

Sie spielte verlegen mit der Schürze.

Vielleicht sei der Schwester nicht wohl ...

Endlich, pünktlich zu seiner Zeit, trat der Albino ein. Sein Gesicht lief über wie übergekochte Milch, in der die roten Augen wie Tomaten schwammen.

Er war völlig halt- und fassungslos.

Ich ging auf ihn zu – die Verzweiflung gab mir Kräfte – und schüttelte ihn an den Schultern.

“Wo ist Hyacinthe?”

Meine Stimme zitterte.

Er sah mich starr an:

“Beruhigen Sie sich, sie ist da.”

Er ging, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, auf und ab.

Ich fiel schwer in einen Stuhl.

Ich fühlte, daß etwas geschehen war, entsetzlicher vielleicht, als alles, was ich bisher erlebt.

Der Albino blieb mit einer automatischen Bewegung vor meinem Stuhl stehen.

Er fühlte zerstreut meinen Puls.

Er sah mir wieder starr in die Augen.

“Sie sind an allem schuld. Sie haben auch Hyacinthe auf Ihrem robusten Gewissen, Herr.”

Ich wurde aschfahl.

“Was reden Sie da? So reden Sie doch weiter, Doktor, spannen Sie mich nicht auf die Folter: lebt – Hyacinthe – nicht – mehr?”

Er schwieg einen Moment.

“Sie lebt nicht mehr – und lebt dennoch.”

Ich brachte kein Wort über die Lippen.

Er erzählte:

“Sie kam gestern mit einem irren Lächeln aus dem Zimmer der Nachtigall. Als sie den ersten Männersaal durchschritt, wo man gerade das Essen reichte, blieb sie plötzlich in der Mitte stehen und riß sich im Nu alle ihre Kleider vom Leib, halb tanzend, halb schreitend drehte sie ihren nackten Leib. Ihr Gesicht war himmlisch verklärt. Sie breitete die Arme aus, als böte sie sich allen dar und sprach:

Dies ist mein Leib! Nehmet und esset alle davon!

Steif wie die Ölgötzen saßen die Patienten in ihren Betten. Sie hielten den Atem an und niemand wagte sich zu rühren. Dann begann sie den Saal zu durchschreiten und stimmte einen Gesang an:

Yenkadi! Wie süß ist das Leben und Himmel überall auf Erden! Kommt zu mir alle, die Ihr mühselig und beladen seid! Werft ab Euern Kummer, Euere Schmerzen, Euere Krankheit mit Eueren Kleidern. Yenkadi will

Euch nackt! Denn die Gottheit ist nackt und die Schönheit ist nackt und die Wahrheit ist nackt.

Yenkadi!
Der Tag ist gekommen!
Das Licht schon erglommen!
Die Nacht schon zerronnen
Vom Strahle der Sonnen!
Yenkadi!

Und sie schritt singend, psalmierend durch alle Männersäle.

Und die Männer warfen die blauen Krankenhemden ab und folgten ihr in langer Prozession wie Prozessionsraupen und alle sangen schließlich das Lied, das sie sang:

Yenkadi!
Der Tag ist gekommen!”

Der Albino hatte sich an seiner eigenen Erzählung entzündet. Seine Augen schienen Blut zu tropfen. Plötzlich brach er ab, wie wenn ein Kapellmeister eine Symphonie mittendrin abklopft, und blieb wieder vor mir stehen:

“Die Symptome, die Hyacinthe zeigte, pflegen zuweilen bei hysterischen Frauen nach sittlichen Attentaten auf sie und nach Notzuchtsversuchen aufzutreten.”

Er trat noch einen Schritt näher an mich heran:

“Haben Sie versucht, Hyacinthe zu vergewaltigen?”

Ich stützte den Kopf in die Hand. Er wurde mir so schwer wie eine Bleikugel. Ach, wenn ich doch keinen Kopf hätte, wie der Skorpion: aber einen Stachel wie er, mich zu wehren.

War ich irr? Oder er? Was wollte dieser rotäugige Medizinalnarr?

“Gehen Sie zum Teufel!”, ich sprang auf, “oder zum Teufelsbeschwörer, Herr! Wissen Sie nicht, daß ich Hyacinthe liebe?”

Der Albino grinste:

“Auch ich liebe Hyacinthe, vermutlich länger als Sie. Ihre Verteidigung ist läppisch.”

“Erzählen Sie weiter”, schrie ich, “was hat Hyacinthe – was hat man ihr noch getan?”

Der Albino:

“Sie führte die Prozession der Nackten bis durch die Klostergänge. Sie wissen: unsere Anstalt ist ein ehemaliges Zisterzienserkloster. Sie sah scheußlich aus, die Prozession, das kann ich Ihnen versichern: alle diese nackten, rachitischen, skrofulösen, aufgeschwemmten oder spindeldürren Leiber – ich sah sie hinter der Milchglasscheibe meines Büros versteckt, denn ich befürchtete Aufruhr, Rebellion, Revolte.”

Er hielt inne und gluckste vor sich hin wie ein aufgellassener Wasserhahn:

“Nun, damit war es wieder einmal nichts. Der Aufstand ist bereits niedergeschlagen. Aber, um ordnungsmäßig fortzufahren: Hyacinthe war himmlisch, englisch, göttlich anzusehen. Es war ein lauer Frühlingsabend. Sie führte die Prozession auf den Hof, da sie alle Türen, die ins Freie führten, verschlossen fand. Es wäre ein verdammter Spaß geworden – das Renommée meiner Anstalt und mein Ruf als doctor seraphicus psychopathicus heidi – wenn die Prozession auf dem Potsdamer Platz gelandet wäre. Im Hof bestieg Hyacinthe den Neptunsbrunnen, die Dämmerung und das Dunkel sanken hernieder. Sie lag in der Muschel des Brunnens wie eine weiße Perle. Die Prozession der Nackten lagerte sich um sie. Ich beobachtete, wie von der Nacht beeinflusst ihre Exaltation nachließ. Sie entschlummerte. Und mit ihr entschlummerten die Hunderte. –“

Er hielt inne.

“Leise stieg ich über die Schläfer und nahm die Schlafende in meine Arme.”

Ich ballte die Faust.

“Sie schlief so sanft. Und ihre Schönheit war die einer griechischen Göttin. Ich trug sie in das Warmwasserkabinett und legte sie dort auf das Ledersofa. Ich gab ihr noch eine Spritze Skopolamin zur Beruhigung. – Der Prozession, die führerlos geworden war, wurden wir dann leicht Herr.

Wir trieben sie mit Peitschen in die Säle zurück.”

Er schnaufte sich die Nase.

“Wollen Sie Hyacinthe sehen?”

Humpelnd folgte ich ihm durch die Klostergänge. Er schloß mit seinem Geheimschlüssel, der in alle Schlösser paßte, das Warmwasserkabinett auf. In dem kleinen weißkacheligen Bassin spielte Hyacinthe.

Sie ließ das Wasser über ihre Schultern rieseln, hielt sich mit beiden Händen die Brüste, klatschte dann plötzlich in die Hände.

Als sie uns sah, lachte sie laut, ein Gelächter, das mein Herz mit Messern zerschnitt.

Dann bespritzte sie uns mit Wasser:

“Ihr Faune! Laßt mich zufrieden! Geht in den Wald und spielt mit den Zentauren.”

Der Albino flüsterte:

“Sie erkennt uns nicht. Sie hält sich für eine Nymphe. Nun: vielleicht ist's nur eine akute Psychose, eine Art Nymphomanie, die wieder abklingt. Sie hat jahrelang mit Geisteskranken zu tun gehabt. Zuletzt noch mit Ihnen.”

Wir verließen das Kabinett.

Ich mußte mich halten, ihm nicht in seine widerliche Kaninchenfratze zu schlagen.

“Ich verbitte mir diese Diagnose bei mir.”

“Nun”, er wehrte ab, “ich meinte ja auch nicht, daß Sie geisteskrank seien – obgleich eine Meningitis tuberculos auch etwas für sich hat – sondern sagte nur: das Hyacinthe zuletzt mit Ihnen zu tun gehabt und Sie gepflegt hat. Mit welchem Erfolg: das sehen wir ja. Sie sind gesund – aber sie ist wahnsinnig geworden.”

Wir hielten vor meiner Tür.

Sie knallte ins Schloß:

Ich war wieder allein.

XXX. Die kleine Glocke klingt

Am nächstem Morgen brachte der Bademeister mir einen mit Bleistift geschriebenen Brief.

Er wog sonderbar schwer in der Hand.

Es war eine mir unbekannte Damenhandschrift.

Ich stutzte, erbrach ihn –

Eine Metallmarke vom Kriminaldienst der Polizei fiel heraus, darauf war diese Nummer gestanzt:

Nr. 13

und auf der andern Seite:

Morddezernat des Kgl. Polizeipräsidiums.

So hatte also meine Stunde geschlagen.

Die Polizei war mir auf den Fersen.

Nun, ich war bereit und gefaßt.

Als die Nachtigall durch das Fenster geflogen war, als ich Marianne, die selber noch ein halbes Kind war, das Kind an die jungfräulichen Brüste gelegt, als der Teufelsbeschwörer den Teufel in mir beschwor, da hatte ich den Entschluß gefaßt: mein Verbrechen an Maria zu sühnen, mich selbst dem Gericht zu stellen, und die Strafe, die die Gesellschaft über mich verhängen würde, in Demut und Würde zu ertragen.

Und ich las den Brief:

»Lieber Mensch!

Ich bin nicht der, für den du mich hältst. Als ich am Bett der kindlichen Wöchnerin Dein schrankenloses Bekenntnis vernahm und Deinen Willen zur Buße; ja, Du warst die Buße selbst: die Sünde ohne Sünde – da fühlte ich auf einmal brennend meine unlöschbare Schuld.

Ich war Deine Schwester gewesen, und ich hatte Dich betrogen vom ersten Tage meines Schwesterntums an, ja, noch vorher. Ja, noch mehr:

ich hatte Dich belogen mit meiner Liebe, Dir meine Liebe vorgeheuchelt und vorgespielt, und das schlimmste getan, was ein Mensch dem andern anzutun vermag. Ich glaubte, meine Pflicht zu tun gegenüber Gott und den Menschen – und ich genügte nur dem Gebot einer verrotteten und verkommenen Gesellschaft, die sich von den armseligen und bemitleidenswerten Schächern und Verbrechern, die sie selbst erst gezüchtet und großgezogen, dadurch befreit, daß sie ihnen Bluthunde auf die Spur hetzt. Ach, der Abschaum der Menschheit sind die, die diese Blut- und Polizeihunde ableiten und ausschicken.

Ich war ein solcher Bluthund, eine solche Bluthündin, auf deine Spur gehetzt, weil die Gesellschaft, durch Denunziation aufgestachelt, deinen Kopf forderte.

Ich sollte Dich überführen; revolutionärer Umtriebe sowie des Mordes an Deiner Frau.

Ich sollte Beweise schaffen, Indizien, gleichviel, Deinen Tag und Deine Nacht, Deine Träume und Deine Fieberphantasien ausspionieren. Ich sollte mich Dir, ging's anders nicht, hingeben und mit vergifteten Küssen Deine Lippen lösen.

Du bist ein Mörder – vielleicht – aber ein Mörder ohne Tat. Der Mord, der geschah, geschah ohne einen Täter. Es sei denn, daß Gott es war. Er ließ es zu, daß Kain den Abel erschlug und daß man seinen Sohn ans Kreuz nagelte.

Ich aber bin ärger als ein Mörder.

Ich habe Dich betrogen mit meiner Liebe – bis ich Dich eines Tages wirklich lieben lernte.

Man forderte Deinen Kopf – ich fand Dein Herz.

Ich sollte Judith spielen. Aber ich bringe mich um meinen eigenen Kopf. Denn ich spielte sie schlecht und Holofernes wird noch lange den seinen auf den Schultern tragen.

Als ich meine unsühnbare Schuld Dir gegenüber erkannte, da stürzte ich aus dem Zimmer, in dem ein leidendes Menschenweib lag wie ich, in dem der Teufelsbeschwörer Dich beschworen hatte, ein abgeschmackter Charlatan und tiefsinniger Weiser zugleich – wie wir alle. Da stürzte ich

heraus, mein Herz zerbrach und mein Hirn ergriff ein hitziges Fieber.

Das Fieber hat mich heute verlassen.

Ich weiß, was ich zu tun habe.

Ich war irregeleitet.

Du hast mich auf den rechten Weg gebracht.

Hab Dank.

Komm ein letztes Mal zu mir auf Zimmer 13 heute Abend, wenn die kleine Glocke klingt.

Hyacinthe.”

Und eine Visitenkarte lag in dem Brief, die war mitten durchgerissen. Ich legte die Hälften zusammen und las:

Eva Zumbusch,
Detektivin,
vom Kriminaldienst Abt. III.

– Die Tränen, die ich weinte, waren Freudentränen.

Ich hatte eine Schwester und Geliebte verloren – und in reinerer, edlerer Gestalt wiedergefunden.

Ich wartete den ganzen Tag auf das Glockenzeichen.

Abends gegen neun begann die kleine Glocke zu läuten. Und ich ging durch die nur halb beleuchteten Gänge.

Mein Körper warf bedrohliche Schatten, vor denen ich mich fürchtete, an die Wände: Teufelsfratzen, Gorillas, Riesenkänguruhs, Höhlenmenschen, Tiere aus dem wunderlichen Wald.

Ich klinkte leise an Nr. 13, ohne zu klopfen:

Da lag Hyacinthe, still und blond und schön wie je. Ein unirdisches Lächeln blühte auf ihrem blassen Antlitz wie eine weiße Hyacinthe. Es

duftete nach Hyacinthen.

Ich ging auf den Zehenspitzen auf sie zu: "Hyacinthe," flüsterte ich, "du hast mich gerufen, da bin ich ..."

Sie antwortete nicht. Nur ihr Lächeln antwortete.

Ich faßte ihre Hand, die über den Bettrand hing.

Sie war kalt wie damals, als ich sie im Sanitätsauto in der meinen hielt.

Ich küßte ihre Lippen: zum ersten und letzten Mal.

Unaufhörlich bimmelte die kleinen Totenglocke.

Draußen, im Park, sang eine Nachtigall.

XXXI. Der entlarvte Gott

In derselben Nacht war, wie ich später erfuhr, Marianne mit ihrem Kind aus dem Haus entflohen.

Der Wärter hatte leichtfertigerweise das Fenster ihres Parterrezimmers mit seinem Patentschlüssel zu schließen vergessen.

War sie die Nachtigall gewesen, die im Parke sang, als die Totenglocke läutete?

Als ich verzweifelt in mein Zimmer zurückkehrte, hatte das Bild ohne Augen wieder seine Augen bekommen.

Es waren die Augen von Maria und Hyacinthe: ich wußte sie nicht mehr zu unterscheiden, da sie beide nicht mehr im Leben glänzten.

Der Mondstein, der die letzten Tage trübe geschienen hatte, strahlte wieder rein und klar.

Auch der Riß aus der kleinen indischen Marmorkatze war verschwunden.

Mein Blick fiel auf Yenkadi.

Und ich höhnte ihn:

Yenkadi! Yenkadi! Wir haben das Paradies auf Erden! Wie glücklich leben wir Menschen – ohne Schmerz – ohne Herz – ohne Not – ohne Tod – so selig leben wir dahin. Tag und Nacht ist eines, und Sonne und Mond sind die Fackeln unserer Feste. Wir lieben einander in Unschuld. Unsere Lippen reden kristallene Wahrheit. Unsere Hände verschlingen sich ineinander zum losen Reigen und unser Gesang lobpreist die Brüder und Schwestern: die heilige Hyacinthe und das fromme Kaninchen mit seinen sanften roten Augen, die süß singende Nachtigall und Maria: den Kranz der Sterne.

Yenkadi, schrie ich, ich habe dich geschaffen, Gott, und du hast mich verraten am ersten Tag, da du dich bewähren solltest. Wo ist denn deine Allmacht, he, du großmäuliger Götze? Wo deine Allgegenwart? Deine Allwissenheit?

Hyacinthe ist gestorben.

Du hast ihren holden Lebensodem verfliegen lassen, als wäre es dünner

Opferrauch, wie er auf Deinen Altären zum Himmel steigt: aus dürrer Reisig, von kindischen Zauberern und unwissenden Medizinmännern, deinen fatalen Priestern, entzündet. Hyacinthe lächelt noch im Tode.

Du aber grinsest wie Prinz Karneval am Ascherdienstag. Marianne ist entflohen mit ihrem Kinde – meinem Kinde – Du hast es zugelassen.

Nun muß ich sie suchen in der Welt.

Du bist entlarvt, du leere Fratze, papierener Prahler.

Die indische Katze ist mächtiger als du.

Ich will an deine Stelle Marias Bild hängen mit den Augen Hyacinthens und zu ihr beten: der zwiefachen Göttin. Du aber: sei verflucht und verstoßen, verlacht und gänzlich vernichtet.

Ich riß Yenkadi von der Wand, entzündete ein Streichholz – in einer Sekunde ging er in Flammen auf.

XXXII Die Gerichtssitzung

Nur ich wußte, daß Hyacinthe sich selbst gerichtet hatte. Aber meine Schuld wurde durch ihre Sühne nicht aus der Welt geschafft, wenngleich sie zu glauben schien, sie habe durch ihren Opfertod wie einst Christus auch die meine auf sich genommen.

Man hielt mich für ihren Mörder.

Das Motiv, das mich gelehrt hatte, war ja durchsichtig genug: ich hatte entdeckt, wer Hyacinthe eigentlich war; eine Spionin, ein Spitzel, wie eine Zecke mir auf den Nacken gesetzt.

Und ich hatte die Zecke aus meinem Fleisch gerissen, zu Boden geworfen und sie zertreten.

Kurz bevor ich das Zimmer Nr. 13 betreten hatte, war der Wärter noch darin gewesen, hatte ihr eine Wärmflasche gebracht und sie wohlauf gefunden.

Der Albino war vor Schmerz halb wahnsinnig.

Er hatte Hyacinthe geliebt.

“Mörder!” schrie er und ballte die Faust gegen mich.

Dann rollte er die roten Augen wie Murmeln, schlug einen Purzelbaum wie ein fünfjähriges Kind und begann auf den Händen zu gehen.

Als er wieder auf seinen Füßen stand, lachte er albern:

“Warum soll ein Irrenarzt nicht einmal irrsinnig werden? Man muß sich nur dessen bewußt bleiben, daß man temporär irrsinnig ist. Ein Spezialist für Lungenleiden kann doch auch lungenleidend werden und ein Geschlechtsdokter einer Urethritis gonorrhoeica anheimfallen. Lachhaft. Alter schützt vor Torheit nicht und das Leben nicht vorm Tode. Kleiner Schäker”, er kitzelte mich unter dem Kinn.

“Kieks – – – kleiner Mörder ...”

Ich war bereit, mich dem Spruch jedes Gerichtshofes zu unterwerfen.

Der Gerichtshof trat alsbald zusammen.

Die Verhandlung fand in der Anstaltskirche statt.

Den Vorsitz führte Gottvater.

Es saß vor dem Altar, eine spitze mit Sternen beklebte Zuckertüte auf dem Kopf, und hatte sich, um sich ein gewichtiges Ansehen zu geben, eine Hornbrille aufgesetzt. Über ihm schwebte, im Käfig, der durch ein Gestänge mit einer Säule verbunden war, der Heilige Geist: die Lachtaube, die die heilige Handlung zuweilen durch ein unziemliches Gelächter unterbrach.

Im Halbkreis um Gottvater die Beisitzer: Gottsohn, Munks Sohn, der schöne Jüngling; der Teufelsbeschwörer, der Theosoph, der Tänzer, der General, der Herr von Adel, der Wunderrabbi, das alte Brautpaar.

“Liebling”, flüsterten die zahnlosen Lippen.

“Mein Süßes”, echote der Greis.

Die Verteidigung wollte erst der Teufelsbeschwörer übernehmen. Aber ich war mir selbst zu meiner Verteidigung genug. Es konnte sich nicht um eine Freisprechung, es konnte sich nur um eine Rechtsprechung handeln.

Die Anklage vertrat, von der Kanzel herab, der Albino. Er konnte kein heftiges Wort finden, das ich nicht selbst noch aggressiver formuliert hätte, kein Argument gegen mich, das ich nicht selbst noch logischer und schärfer gefaßt hätte. Der Fluß seiner Rede plätscherte monoton.

Manchmal nur schwoll er zu Kaskaden und Wasserstürzen, dann hörte ich interessiert zu.

Ich saß auf einer Betbank vor dem Altar.

Durch die bunten Glasfenster, durch die gläsernen Leiber der Heiligen spielte die Sonne. Der erste schöne Tag seit vielen Wochen.

Und der Albino erhob wieder seine Stimme:

“Und so beantrage ich gegen den Angeklagten wegen Simulierung eines nicht vorhandenen Geistes- und Leibeszustandes – ich halte auch seinen sogenannten Blutsturz für ein abgeschmacktes Mittel, einen Versuch, seinen irdischen Richtern zu entgehen, um hier in unserem Bezirk

Zuflucht und Schutz zu suchen – wegen Führung eines falschen Namens, Gotteslästerung, begangen durch Anbetung des heidnischen Gottes Yenkadi, Verführung einer Minderjährigen (der Fall Marianne) sowie des zwiefachen Mordes: an seiner Ehefrau Maria und an der Detektivin Eva Zumbusch, genannt Hyacinthe: auf zwiefachen Tod durch des Henkers Richtbeil, die ewige Verdammnis, Zahlung von Alimenten (Fall Marianne) und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte zu erkennen.”

Gottvater nickte beifällig mit dem Kopf.

Die Taube lachte.

Die Sonne strahlte.

Der Wunderrabbi dawwinte.

Der Teufelsbeschwörer blickte bekümmert drein – auch der schöne Jüngling hatte eine Träne im Auge.

Ich erhob mich von der Bank.

XXXIII. Das Geständnis

Wenn ich, meine Herren Geschworenen, hier ein offenes Wort und freimütiges Bekenntnis ablege und auch die psychologischen Gründe meiner Schuld und meines Schicksals klarzulegen und manche Fäden, von Gott oder dem Teufel geknüpft, zu entwirren trachte, so geschieht dies nicht, um Milde und Gnade von Ihnen zu erbetteln. Milde und Gnade stehen mir nicht zu. Im Gegenteil möchte ich um Ihr unbestechliches und unbittliches Urteil bitten. Ich fordere Gerechtigkeit: für mich und die Gesellschaft und die Gemeinschaft der Menschen, die ich geschändet und in Furcht und Elend gestürzt habe. Ich fordere Gerechtigkeit, und wenn Sie alles für mich und wider mich abgewogen haben – es gibt aber nur ein wider mich – so fällen Sie den Spruch, der nicht anders lauten kann, als: schuldig, schuldig und dreimal schuldig.

Vielleicht wäre alles anders gekommen, vielleicht wäre mein Leben in Ruhe und Seligkeit verflossen – Spinoza sagt, die Seligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern die Tugend ist schon die Seligkeit an sich – hätte sich nicht gegenüber meinem Elternhaus, dem Haus mit den zwei Eselsköpfen, eine Fleischerei und Metzgerei etabliert und wäre ich nicht durch einen lächerlichen Zufall mit dem Sohn des Metzgers, Munk geheißenen, bekanntgeworden in einem Alter, das für das sensibelste und empfänglichste gilt. Ich schloß mit Munk Freundschaft und Blutsbrüderschaft und ging zuerst, von Munk gerufen, nur aus kindlicher Neugier, in den Metzgerladen, wo ich die toten, ausgeweideten Kälber und Schweine betastete und auf dem Hof mehr erstaunt als erschreckt zusah, wenn ein riesiger Ochse unter dem Hammer des Metzgers zusammenbrach. Dann aber tauchte ich einmal wie aus Spielerei meinen Finger in warmes Blut und leckte ihn ab. Und da war es um mich geschehen. Am selben Tag sah ich zufällig ein kleines Schlächtermesser in der Sonne blitzen. Es lag, noch blutbefleckt, auf einem Fensterbrett, wo es ein Metzgerbursche aus Vergeßlichkeit liegengelassen haben mochte. Noch zögerte ich. Hinter meiner Stirn donnerten die Schläfen. Das Herz schlug mir bis zum Halse. Obgleich ich erst dreizehn Jahre alt war, fühlte ich, nein wußte ich, daß die größte Entscheidung meines Lebens bevorstand. Ein Sonnenkringel hüpfte wie ein Teufelsauge immer um das Messer herum. Ich sah mich scheu um, ob jemand in der Nähe weile. Dann riß ich das Messer mit einem schnellen Griff an mich und steckte es in die Jacke.

Meine Untaten begannen, indem ich einem zahmen Kaninchen, das ich zu Hause hatte und das ich innig liebte, mit dem Messer kleine Wunden beibrachte. Die Zuckungen des armen Tieres ergötzten mich und erfüllten

mich nur noch mit innigerer Zuneigung zu dem zarten Wesen. Oft wurde ich von seinen Schmerzen bis zu Tränen gerührt. Dann küßte ich die Wunden, die sich von seinem weißen Fell purpurrot abhoben und trank das frische heiße Blut. Und eines Tages vermochte ich meiner letzten Sehnsucht nicht mehr zu widerstehen.

Es war ein Sonntagnachmittag. Mein Vater und meine Mutter waren ausgegangen. Ich war zu Hause geblieben, indem ich Kopfschmerzen vorschützte. Ich blinzelte träge in die Sonne – bei allen meinen Untaten war das schönste Wetter und immer schien die Sonne; ich finde es lächerlich und der Wirklichkeit nicht entsprechend, wenn sensationslüsterne Skribenten in ihren nichtssagenden und langweiligen Schauerromanen ihre Verbrechen immer um Mitternacht oder bei Sturm und Gewitter in einer romantischen Kulissenwelt geschehen lassen. Die Sonne scheint über Gerechte und Ungerechte. Dies nur nebenbei. Ich blinzelte also in die Sonne, bis ich ein rotes Auge bekam und da – sah ich wieder das Messer in der Sonne glänzen. Ich ergriff das Messer, schlich in den Kaninchenstall auf dem Hof, zog das Kaninchen an seinen langen beiden Ohren heraus – es hatte noch Kohlblätter im jappenden Maul – und während mir schon die Tränen kamen und meine Liebe fast aufschrie, mein Gewissen sich in vorweggenommener Reue wand und krümmte, stieß ich mit dem Messer zu, dem Kaninchen in den Nacken. Ein Blutbach sprang im Bogen heraus, den ich mit meinem Munde aufzufangen trachtete. Und ich trank und trank das rote Blut, bis ich betrunken war und halb ohnmächtig in einer Hofecke hinter der Regentonne niedersank.

Der Abendtau erweckte und ernüchterte mich. Mit einem widerlichen Geschmack im Munde erwachte ich. Ich fuhr mir über meine Stirn. Ich ekelte mich vor mir selbst. Was war nur geschehen? Da sah ich neben mir das tote Kaninchen liegen und das blutbefleckte Messer. Und mit einem Male wußte ich alles. Schluchzend warf ich mich über die kleine Tierleiche. Ich herzte und küßte sie wie ein Kind. Dann trug ich sie heimlich in den Gemüsegarten und grub mit den bloßen Händen ein Grab im Kartoffelacker. Ich steckte das Messer als ein Grabkreuz hinein und schwor, niemals wieder einen Mord zu begehen. Mit verklebten und verweinten Augen ging ich hinauf in die Wohnung. Die Eltern waren noch nicht zurück. Ich zog mich aus, legte mich ins Bett und verfiel in ein hitziges Fieber, das wochenlang andauerte.

Als ich genas, glaubte ich, auch von meinem verbrecherischen Wahnsinn genesen zu sein. Ich sah offen und frei in die Sonne, kein Messer war

mehr da, das in ihr glänzte. Den Fleischerladen betrat ich kein einziges Mal mehr, so sehr mich mein Freund Munk (mein Feind Munk) auch lockte. Ich lernte eifrig in der Schule, wurde das, was man einen guten Schüler nennt und verließ als primus omnium, mit einer Prämie "Antikes Heldentum" versehen, das Gymnasium. Ich studierte, ohne zu irgendeinem Berufe besondere Lust zu verspüren, Jura, und nichts Außergewöhnliches ereignete sich in meinem Leben. Ich wurde bei der Burschenschaft Teutonia aktiv, und mein Dasein war das übliche: Studium, Paukboden, einige Verhältnisse, Früh- und Dämmerstüben, ein wenig Theaterbesuch am Abend. Ich stand auf der Mensur meinen Mann und konnte ein gewisses Wohlgefühl nicht unterdrücken, wenn ich das Blut meines Gegners fließen sah. Schon auf der Kneipe zeigte sich mein poetisches, satirisches und musikalisches Talent in allerlei anzüglichen Liedern und Couplets, die ich bei festlicher Gelegenheit, Stiftungsfesten, Kommersen usw. unter allgemeinem Beifall zum besten gab, indem ich mich selbst am Klavier begleitete. Ich machte den Referendar, den Doktor, wurde bei der Teutonia inaktiv, avancierte zum Assessor.

Da lernte ich eines Tages auf einem Pflichtbesuch bei einem Justizrat zufällig dessen siebzehnjährige Tochter kennen, ein schlankes, blondes, blauäugiges Geschöpf, von außerordentlichem äußerem und seelischem Charme. Ich hatte kaum einen Blick in diese blauen Augen getan, als ich wußte, daß zum zweiten Male das Schicksal vor mir stand.

Ich wurde von einer unsagbaren Leidenschaft zu dem schönen Mädchen ergriffen, das meine Liebe erwiderte. Ich hielt um ihre Hand an und ehe ein Jahr vergangen war, waren wir ein Paar. Unsere Seligkeit kannte keine Grenzen. Wir bewohnten ein kleines Haus ganz für uns. Ich war in die Kanzlei meines Schwiegervaters als Teilhaber eingetreten. Die Arbeit war nicht übermäßig anstrengend, wir konnten unser junges Glück von Grund auf genießen.

Da bemerkte ich eines Tages, wie meine junge Frau zuweilen abwechselnd rot und blaß wurde und wie sie (es war im Sommer) in ihr Taschentuch zu hüsteln begann.

Ich war sehr besorgt, wollte zum Arzt schicken, aber sie lachte mich aus.

Eines Morgens entdeckte ich in einem Taschentuch, das sie beiseitegelegt hatte: kleine kreisrote Blutflecken.

Ich griff mir an Herz.

Mir wurde erst schwarz, dann rot vor den Augen.

Ich preßte das Tuch an meine Lippen und küßte die Blutstropfen.

Es war kein Zweifel, meine Frau litt an Lungenbluten. Ich liebte – und liebe noch heute – meine Frau über alles in der Welt. Ich schloß sie mit inbrünstiger Zärtlichkeit in meine Arme, und diese Zärtlichkeit war nicht erlogen oder geheuchelt. Ich schlug ihr vor, den Arzt zu konsultieren, aber sie lachte mich aus, wegen solcher Kleinigkeiten – das geht vorüber – und im Grunde, in meinem Unterbewußtsein freute mich diese Antwort. Dieses wollte nicht, daß der Arzt käme. Ein entsetzlicher Gedanke hatte Besitz von mir genommen, der mich mit seinen Polypenarmen nicht mehr losließ. Ich wünschte insgeheim, Maria – so hieß meine Frau – möge sich in meinen Armen verbluten, sie solle, wie einst Christus den Gläubigen, ihr Blut für mich hingeben. Und ich wünschte ihr Blut wie beim Abendmahl zu trinken. Es deuchte mich, dies nur könne die letzte Erfüllung ihrer und meiner Liebe sein. Und so wurde ich zum Vampir, zum Mörder aus Liebe, zum Mörder ohne Tat.

Ich liebte sie in den Wochen, die folgten, immer rasender, immer verzückter.

“Liebster”, lächelte sie zuweilen mit ihren Augen, die wie feuchte blaue Enzianblüten waren, “ich bin so glücklich, dies Glück kann nicht von langer Dauer sein. Ich fühle, ich werde sterben müssen – und ich sterbe gern.”

So war also mein Todesrausch schon in ihr Unterbewußtes eingegangen. Sie wollte sterben – weil ich es wollte.

Ich wußte, das heißt mein Bewußtsein wußte es nicht, aber mein Unterbewußtsein wußte es, daß bei ihrem körperlichen Zustand meine heiße sinnliche Liebe sie töten müsse, daß ihr zarter nymphenhafter Leib meine Bocksprünge nicht werde ertragen können – und ich liebte sie dennoch nur immer wilder, und sie gab sich immer seliger mir zu eigen.

Und eines Tages geschah es.

Mitten in einer wilden Umarmung brach ihr das Blut aus dem Mund in einem heißen Strom, das Blut floß über meinen nackten Leib, und ich

trank von ihren Lippen ihr Herzblut. Meine Lippen blieben an den ihren haften, Blut klebte sie aneinander.

Als der Rausch in einer seligen Müdigkeit abebbte, spürte ich, daß Maria's Lippen erkalteten, ich riß meine Lippen los, ich sah entsetzt ihre aufgerissenen Augen: ich hielt eine Tote im Arm.

Ich hatte Maria mit meiner Liebe gemordet.

Der Arzt stellte Erstickungstod im Blutsturz fest.

Ich wußte es besser.

Ich fiel, wie einst beim Tod des Kaninchens, in hitziges Fieber; als das Begräbnis stattfand, lag ich in halber Ohnmacht und hörte nur die Glocken in meine Dämmerung dröhnen.

Ich kam nach Wochen zu mir.

Der Arzt stellte die gleiche Krankheit wie bei meiner Frau bei mir fest:

Schwindsucht.

Ich ging zur Erholung ins Ausland.

Ich gab meinen Beruf auf und ließ mich zuerst von meinen Schwiegereltern unterstützen. Auch entsann ich mich meiner auf der Bierkneipe erprobten Fähigkeiten, verfertigte aktuelle Couplets und erntete damit Lorbeer und Geld. Während des Krieges sang ich Kriegs-, während der Revolution Revolutionslieder. Ich drehte mich wie ein Wetterhahn nach dem Wind. Ich bekam infolgedessen einen Namen. Viele Namen. Ein Kritiker verglich mich einmal höchst schmeichelhaft mit Bellmann, dem großen schwedischen Sänger. Ich ließ mich auch von allerlei Männern und Frauen aushalten und schändete und beschmutzte das Andenken von Maria. Ich bekam anonyme Briefe mit der Adresse: an den Zuhälter ... – und die Absender hatten nicht so unrecht. Aber keiner wußte, daß ich Schlimmeres begangen, daß mein Gewissen mit Zentnergewichten beschwert war, daß ich mein Liebstes auf der Welt – gemordet hatte, und daß meine wahre Adresse hätte lauten müssen:

An den Mörder ...

Und nun, meine Herren Geschworenen, geben Sie Ihr Urteil ab. Ich erwarte mit Sehnsucht Ihren Spruch – und den Tag, da im Frührot mein Kopf in die Sägespäne rollen wird. Meine offenen Augen werden mit Wollust das Blut aus meinem eigenen Halsstumpf schießen sehen –

XXXIV. Das Urteil

So meine Rede.

Die Geschworenen zogen sich zur Beratung zurück.

Nach einer kleinen Viertelstunde schon verkündete Gottvater als Obmann der Geschworenen das:

Nichtschuldig!

Er hatte die Bibel aufgeschlagen, rückte die Hornbrille zurecht und las monoton:

“4. Buch Mose Kapitel 35 Vers 25: Die Gemeinde soll den Totschläger erretten vor der Hand des Bluträchers.”

Ich fiel wie vom Donner gerührt und vom Blitz erschlagen auf meiner Bank zusammen.

Ich – nicht schuldig?

“Gottloser Gott!” schrie ich, “bestochene Schufte, bestochen von meiner bestechenden Dialektik, Meineidige Eures Schöffeneides, durch ein offenes Schuldbekenntnis käuflich –, wer hat Euch geheißt, so schamlos das Recht zu beugen? Ich bin ein Mörder und verlange mein Recht. Eure Pflicht ist's, mir dies zu geben. Ich bestehe darauf, abgeurteilt und hingerichtet zu werden.”

Mir kam der Schaum der Wut vor die Lippen. Gottvater aber lächelte milde. Er klappte die Bibel zu, die Brille zusammen und sah mich mit seinen strahlend schönen Augen an:

“Selbst freut Sünde
Selbst ist schlecht.
Selbst scheut Sünde
Selbst ist recht.
Selbst ist Kiesel oder Glas
Selbst ist Liebe oder Haß
Selbst ist Topf oder Töpfer,
Selbst ist Mörder oder Schöpfer
Selbst ist trübe oder rein

Selbst ist All, doch auch all-ein.
Selbst ist gut
Selbst ist böse
Selbst ist Blut
Selbst ist Gekröse
Selbst kann nur sich selber leben
Selbst kann nur sich selbst erheben
Selbst kann nur sich selbst erkennen
Selbst nur in sich selber brennen
Seid getrost: ihr Gut- und Bösen:
Selbst kann nur sich selbst erlösen!”

Weinend brach der schöne Jüngling über seinem Holzkreuz zusammen:

“So habe ich mich umsonst der Menschheit geopfert!”

Gottvater sprach:

“Jenem”, und er wies auf mich, “hast du nicht genützt, dies lag auch nicht in deiner Kraft oder Macht – dir selbst hast du genug getan ...”

Schreiend und gestikulierend wurde ich abgeführt, der Teufelsbeschwörer gab mir die Hand zum Abschied, der Albino klopfte mir gönnerhaft auf die Schulter: “Ich habe es immer gesagt, Sie sind ein Lämmchen an Unschuld. Alles Gute und hoffentlich nicht auf Wiedersehen – für Sie hoffe ich das. Grüßen Sie die Welt draußen.”

Wider meinen Willen wurde ich vor das Tor geführt und der Freiheit wiedergegeben.

XXXV. Der erste Gehversuch

Da stand ich allein im ungeheuren Raum und wußte nichts mit meiner Existenz anzufangen. Der Raum wölbte sich über mir wie eine Kuppel des Michel Angelo, gigantisch in seinen Maßen, streng in seinen Gesetzen, vollendet und doch endlich. Ein Riese mußte mit seinem Kopf dröhnend an das Gewölbe des Himmels schlagen.

So wenig es eine ewige Zeit gibt, die Ewigkeit, so wenig gibt es einen unendlichen Raum, die Unendlichkeit, dachte ich. Wir leben in einem Weltenraum, der 999 Millionen Sonnensysteme umfaßt; in einem von diesen Systemen spielen wir auf der Erde unsere jämmerliche Rolle: Schmierenschauspieler, die sich als Könige und Propheten mit goldenen Flittern und bunten Fetzen auftakeln. Wir sollten unsere Nase einmal über das Mikroskop beugen und den Wassertropfen beobachten: da ziehen wie die Sterne im Weltenraum Infusorien und Rädertiere die gleiche Ellipsenbahn. Und jeder Erdkrümel zeigt den gleichen Pendelgang an. In der Pflanze wandert der Protoplast mit Kern und Körnern unermüdlich. So wandert auch der Mensch wie Stern, Infusorie und Protoplast und jede Zelle des Menschen in ihrem Kreise wieder für sich die gleiche Wunderbahn. So wandert die Seele: und sieht vom Stern auf den Erdkrümel, und sie bekommt Schwindelgefühle. Und blickt vom Rädertier im Erdkrümel zum Menschen empor, und ihr wird seekrank.

Wehr- und hilflos war ich der wilden Welt wieder preisgegeben.

Keine Mauern waren mehr da, die mich behüteten. Kein kleines Fenster, das das Licht abblendete und nur gedämpft und gefiltert in meine kranken Augen ließ.

Unerträglich brannte die Sonne. Ich mußte jeden Augenblick die Augen schließen.

Ich machte kehrt und läutete am Anstaltsportal.

Der Kopf des weißhaarigen Portiers mit seiner alten zerschissenen Soldatenmütze zuckte wie ein phantastischer Schlangenkopf aus dem kleinen Fenster.

“Was wollen Sie?”

Ich kniete nieder:

“Nehmen Sie mich wieder in meine Zelle auf – die mich beschützte – vor der Welt – vor mir selbst.”

Der Portier feixte.

“Sind Sie verrückt? Sie sind entlassen. Die Irren-, Krankenhäuser und Gefängnisse sind überfüllt. Wir können keine überzähligen und überflüssigen Kostgänger brauchen.” Sein Mund zog sich wie ein Ochsenmaul breit:

“Stehlen Sie ein Fahrrad oder schlagen Sie jemand tot und dann kommen Sie wieder!”

Das Fenster klirrte.

Ich taumelte durch die Straßen.

Die Leute sahen mir nach, wie ich mich an den Häusern entlangtastete und Furcht hatte, über einen freien Platz zu gehen.

Einige Ladenmädchen, die aus dem Geschäft kamen, lachten. Aber da traf sie ein Blick von mir, daß sie erschranken.

Was sollte ich tun? Was sollte ich denken? Ich wußte es nicht.

Die Dämmerung stieg wie grauer Nebel aus dem Pflaster auf.

Ich gelangte in einen öffentlichen Park.

Ich suchte die dunkelste Bank und setzte mich.

Ich weiß nicht, wie lange ich gesessen hatte, als eine zarte Stimme neben mir fragte:

“Willst du mich lieben?”

Ich sah auf und sah die Silhouette eines Mädchens.

Ich sah weder ihr Gesicht noch ihr Alter.

“Ich kann nicht mehr lieben, Mädchen. Ich habe allzusehr geliebt.”

“O”, sie lachte leise, “wenn es weiter nichts ist.”

Sie tastete nach mir und begann zu spielen.

Dann setzte sie sich zärtlich auf mich, hüpfte ein wenig und liebte mich, als wäre ich eine Frau und sie ein Mann. Ich ließ es schweigend geschehen.

Ein wenig passives, physiologisches Glück – was weiter? Hatte ich noch einen Willen zum Glück?

Sie setzte sich neben mich und brachte ihr Gesicht dicht an das meine:

“Glaubst du nun, daß du noch lieben kannst?”

Ich schwieg.

“Warum schweigst du?”

Sie sah, daß ich einen kurzgeschorenen Kopf hatte.

“Wo kommst du her?”

Ich schwieg.

“O, ich weiß es, wo du herkommst. Du kommst aus dem grauen Haus. Ist das wahr oder nicht?«

Ich schwieg.

“Du brauchst mir gar nicht zu antworten, ich weiß es bestimmt. In diesem Park sitzen immer auf den dunkelsten Bänken die, die eben aus dem grauen Haus entlassen sind, das ein paar Straßen von hier liegt. Sie wissen noch nicht, was sie mit sich anfangen sollen. Sie suchen das Dunkel. Aber – ich zeige ihnen im Dunkel einen Stern. Den Stern der Hoffnung.”

Ich fand das, was sie sagte, reichlich sentimental und schwieg noch immer.

Sie machte eine Pause, dann:

“Bist du ein Zuhälter? Willst du der meine werden? Ich brauche einen starken Kerl. Und schwach bist du im grauen Haus nicht geworden.”

Sie prüfte meine Muskeln.

Ich brach das Schweigen.

“ch bin ein Mörder.”

Ich fühlte, wie sie stutzte.

Dann pfiß sie leise durch die Zähne.

“O lala, das hätte ich dir gar nicht zugetraut. Da bekomme ich ja allen Respekt vor dir. Ich war mal mit einem Mörder verlobt, der hieß Munk. Und ich habe auch ein Kind von ihm, das heißt Christian, der schönste Mensch, den du dir vorstellen kannst. Er ist jetzt siebzehn Jahre alt und leider etwas blödsinnig. Wie lange hast du denn Knast geschoben?”

“Ein Jahr.”

“Totschlag mit mildernden Umständen?”

“Nein.”

Sie stutzte wieder.

“Dann hast du dem Vater Philipp Ade gesagt, ohne ihn zu fragen?”

“Nein – ich bin freigesprochen worden.”

Sie lachte.

“Junge, Junge, hast du ein Glück. Das müssen wir feiern. Hast du Geld?”

Ich schüttelte den Kopf.

“Macht nichts. Ein paar Kröten habe ich noch. Geben wir sie dem 'Blauen Affen' zu schlucken.”

XXXVI. Der blaue Affe und der grüne Vogel

Der blaue Affe war ein Kellerlokal, ich weiß nicht mehr in welcher Straße.

Sie hatte sich eingehängt und es war klar, daß sie stolz auf mich war, daß sie mit mir renommierte.

Ein freigesprochener Mörder als Liebhaber – das ist keine kleine Sache.

Sie flüsterte mit dem Wirt hinter der Theke, einem Kerl, feist und groß wie ein Nilpferd und mit Tigerprätzen.

In der Budike saßen Männer und Frauen, die mich alle schief musterten.

Die Männer sahen alle aus wie ich und die Mädchen wie die, die sich in mich eingehakt hatte.

“Alle Achtung!”

Der Wirt kam und schüttelte mir die Hand. Er flüsterte mit den Gästen. Es waren größtenteils Hehler, die ihr Hehlgut unter den Mänteln verbargen: Schals und Schuhe, die ihnen an Bindfaden um den Hals hingen.

Und in langer Reihe, zeremoniell, gingen sie alle an mir vorüber und schüttelten mir die Hand.

Einer, der letzte, stellte sich höflich vor:

“Sally Kofferträger, genannt Schlaume.”

Die Vorstellung geschah mit solcher Würde, er sprach seinen Namen so prononciert aus, als ob ich ihn nie vergessen dürfe, daß ich ihm den Gefallen tat, mich kollegial mit ihm zu unterhalten, woran ihm einiges gelegen schien. Vielleicht hatte er es noch nicht bis zum Mörder gebracht. Vielleicht wollte er mal gelegentlich ein Ding mit mir drehen.

“Nun, wie geht's?” fragte ich.

Er zuckte die Achseln:

“Haben Sie die heutige Zeitung gelesen?”

Ich verneinte.

Er zog ein Blatt aus der Tasche und zeigte auf eine Notiz:

Fabelhafter Einbruch durch zwei Stockwerke mit Zentrumsbohrern und Schmelzapparaten.

“Nun – und?”

Er tippte auf seine Brust, die in einem grünwollenen Sweater steckte:

“Das waren wir!”

Er blähte sich wie ein Puter.

“Und der Erfolg?”

Er dämpfte seine Stimme:

“Ihnen gesagt: gleich null. Dreihundert Mark lagen im Geldschrank. Hundert für jeden: Wir waren zu dreien. Pech, was? Aus Wut nahm ich den grünen Vogel mit, der in dem Zimmer, wo der Geldschrank stand, auf einer Stange saß.”

Ich stutzte:

“Was für ein grüner Vogel?”

Er deutet mit der Hand nach rückwärts:

“Ich habe ihn dem Wirt geschenkt.”

Auf den Zigarrenkisten hinter dem Büffet saß Lora, mein Papagei.

Sally Kofferträger, genannt Schlaume, war in meiner früheren Wohnung eingebrochen.

Ich war weit entfernt, ihm das übelzunehmen.

Der riesige technische Aufwand an Schmelzapparaten und Zentrumsbohrern hatte sich schlecht bezahlt gemacht.

Als ich zu dem Papagei trat und ihm den Kopf kralte, erkannte er mich;

er rollte seine Augen, daß man nur das Orange gelb in ihnen sah und kreischte:

“Her–ein. Na, Puppe. Na, komme doch.

Köpfchen kraulen.”

Die Stimme des Vogels hatte alle Schrecknisse für mich verloren.

Er schien den Namen Maria vergessen zu haben, weil er ihn so lange nicht mehr gehört hatte.

Das Mädchen lachte.

Der Wirt schlug sich auf seinen Bauch.

Ich mußte lächeln. Aber eine Träne hing an meinen Wimpern.

“Maria!” sagte ich zu dem Vogel, seinem Gedächtnis nachzuhelfen.

Er sah mich schief an, rollte seine Augen und schwieg.

XXXVII. Das Haus in der Hölle

“Ich habe keine Bleibe.”

“Das laß meine Sache sein.”

Das Mädchen hüllte sich in ihren Schal.

Ich folgte ihr.

Wir gingen durch mehrere Straßen kreuz und quer.

ND stand an irgendeinem Straßenschild.

Wir bogen in einen dunklen Hausgang.

Die Haustür stand offen. Die Hoftür.

Wir überquerten drei Höfe.

Im dritten Hinterhause stolperten wir in ein Kellerloch hinab. Das Mädchen klinkte die unverschlossene Tür auf. Dann nahm sie mich bei der Hand.

“Vorsicht! Daß du keinen weckst! Sie liegen hier überall wie Leichen am Boden. Du mußt deine Füße wie ein Tänzer setzen.”

Ein atemberaubender Gestank füllte die Höhle.

Wir durchschritten zwei Räume.

Im dritten machte das Mädchen halt.

“Hier ist meine Schlafstelle.”

Sie begann sich zu entkleiden.

Ich tat desgleichen.

Schon fühlte ich ihre kleinen Mädchenbrüste in meinen Händen.

Und dumpf sanken wir in einer Ecke auf die Streu. –

Längst mußte es Morgen sein, aber im Raum schwebte noch immer eine kaum durchdringliche Dämmerung.

Oben floß durch schmale Ritzen schmutziges Licht.

Da mußte eine Art Fenster sein. Schließlich unterschied ich, daß das sogenannte Fenster mit Packpapier vernagelt war – wahrscheinlich, damit niemand vom Hof hereinsehen konnte.

Ich blieb acht Tage bei dem Mädchen.

In den beiden Vorderräumen wimmelte es von Kindern und Ratten. In einer Ecke lag ein durch Bleiweißvergiftung erblindeter älterer Mann. Auf seinem Bauche saß ein einjähriges Kind und spielte mit seinem roten Bart. Eine syphilitische Dirne verweste in einer anderen Ecke. Sie hatte ein Spiel Karten vor sich ausgebreitet. Sie spielte mit dem Coeurbuben und Coeurkönig und sagte "Süßer!" zu ihnen; als sie mich bemerkte, sagte sie mir aus den Karten wahr:

"Eine Verlobung steht ins Haus. Ein Brief trifft ein. Hüten Sie sich vor einer schwarzhaarigen Person. Eine weite Reise ist in Aussicht."

Die Kinder kamen nie ans Licht, nie ans Freie. Sie hatten keine Hemden, keine Hosen, keine Kleider. Nur Fetzen hingen von ihnen herunter. Sie waren noch nie über den dritten Hof hinausgelangt, und ich mußte ihnen Märchen erzählen, die begannen:

"Es war einmal ein Kind, das hatte ein schneeweißes schönes Hemd und jeden Tag Brot, sich satt zu essen ..."

"Es war einmal ein Stern, der verbreitete Licht und milde Wärme über die Erde, und alle Menschen, die in seinem Strahl gingen, glänzten in Gold und Silber, und dieser Stern hieß Sonne ..."

"Es war einmal ein Wald, das ist ein unübersehbares Heer von Bäumen, wie draußen im ersten Hof einer steht, aber Tausend aber Tausende nebeneinander ..."

"Es war einmal ein Vogel, der war wie ein Sperling anzusehen, grau und unansehnlich, aber er kreischte nicht wie eine verrostete Türangel, sondern er sang wie ein Engel im Himmel selber. Dieser Vogel wird Nachtigall geheißen ..."

Die Kinder sperrten die entzündeten Augen auf und zogen die verschorften Lippen breit.

Und der Älteste sprach:

“Was du erzählst, das ist ja alles nicht wahr. Aber es sind schöne Märchen. Erzähle weiter ...”

Wenn ich im Dunkel auf der Streu lag und die Läuse und Wanzen krochen auf mir herum, hin und wieder sprang mir auch eine Ratte übers Bein, da dachte ich dem Schicksal dieser Kinder nach.

Und ich begriff nicht, daß ihre Eltern sie nicht sammelten in fürchterlicher Parade zu Tausenden in ihrer Blöße, und mit ihnen stumm und wild durch die Straßen der Reichen zogen: ihnen voran, das Holzkreuz auf dem Rücken, Christian, der schöne Jüngling und Sohn der Maria, die in dem dritten Erdloch ihre Schlafkammer hatte: Christian, der sich für Gottes Sohn hielt, und doch nur der blödsinnige Sohn eines Mörders und einer Hure war. Er hatte noch den besten Beruf für sich erwählt, denn kein anderer Beruf stand den Kindern des höllischen Hauses sonst offen als der eines Diebes, eines Zuhälters, eines Hehlers, Räubers und Mörders.

XXXVIII. Die Chinesin

Eines Abends, als ich nicht wußte, was ich mit mir und der Welt anfangen sollte, fand ich in der Nähe des Krögelns vor einer Schenke sonderbare farbige Papierstreifen und Laternen hängen. Ich trat näher, sah ein blasses Mädchen (auf einem dieser Papierstreifen), das zu einem furchterregenden Krieger zärtlich aufblickte. Und zwischen beiden lief eine mir unverständliche Schrift. Es handelte sich um das Aushängeschild einer chinesischen Gaukler- oder Schauspielertruppe. Ich trat durch einen schmalen feuchten Gang. Es öffnete sich ein Saal: und auf der primitiven, kulissenlosen Bühne sah ich dasselbe Schauspiel, das ich schon auf dem Plakat gesehen: ein blasses Mädchen kniete vor einem furchterregenden Krieger, der ein Schwert schwang, zärtlich nieder. Sie erhob sich in diesem Moment, trippelte an die Rampe, und fast schien es, als sage sie es mir, was sie dann in einem unverständlichen Idiom in das Publikum seufzte und zwitscherte und lächelte. Und obgleich ich ihre Sprache nicht kannte, verstand ich alles; sie versuchte mir klarzumachen, daß sie jenen furchterregenden Mann mit dem Schwerte liebe, daß er der Henker sei, der sie auf Befehl des Mandarinens töten müsse, daß sie aber gern von seiner Hand sterbe und daß sie ewig als Vogel am Morgen, als Schmetterling am Mittag, als Fledermaus nachts um seine Stirn schwirren werde. Dann trippelte sie zurück, kniete nieder, der Henker schlug wortlos zu – ein Schrei des Entsetzens im Publikum, ich fiel kalkweiß an eine Säule; der Kopf rollte über die Bretter, Blut spritzte über sie, der Vorhang fiel.

Natürlich war es irgendein Gauklerstück. Aber ich war so benommen, daß ich auf den Hof trat. Ich dachte daran, wie ich einst das Kaninchen, wie ich Maria getötet hatte. War ich nicht der Henker gewesen, der auf der Bühne sein Krummschwert schwang – nicht auf Befehl des Mandarinens: auf Befehl des eigenen Herzens?

Da stand die kleine Chinesin am Bühnenausgang und sah in den Mond, der hoch im Raume hing. Sie sah so bezaubernd, so unirdisch aus, als sie den Kopf zu mir wandte und mich wortlos wie ein Tier, gefühl- und gedankenlos betrachtete. Ich trat näher und richtete ein paar englische Worte an sie. Sie schüttelte den Kopf. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, das Herz schlug mir bis in den Hals. Ich ergriff ihre Hand, und wie sie eben vor dem Henker, kniete ich vor ihr nieder. Und ich küßte diese zarte, gebrechliche Hand: leise.

Drinnen klang ein Gong. Sie entschlüpfte. Ich war allein. Ich ging nach Hause.

Schlaflos lag ich in meinem nach Teer riechenden Zimmer neben dem Mädchen und im Dunkel sah ich die kleine Chinesin, wie sie vor dem Henker, der ihr Geliebter war, kniete. Damals erdachte ich mein erstes chinesisches Gedicht. Es war ganz kurz, das, was die Japaner Hokku nennen:

Du liebst den Henker.
Täglich mordet er dich.
Ewig fließt dein Blut.
Du aber lächelst.

Am nächsten Abend war ich wieder zur Stelle. Als ich eintrat, spielten sie eine kleine Komödie: ein Student liebt die Verkäuferin einer Parfümeriehandlung. Er kann ihr seine Liebe nicht gestehen, da immer eine abschreckend häßliche alte Frau, die Inhaberin des Ladens, dabei ist. Endlich gelingt es ihm, dem Fräulein – es wurde von meiner kleinen Chinesin dargestellt – einen Zettel zuzustecken: heut Abend im Tempel da und da! Sie lächelt Gewährung. Zweites Bild: soll den Tempel darstellen. Der Student beim Zechen mit einem alten Bonzen. Er erwartet sein Fräulein. Sie kommt nicht. Die beiden Zecher werden müde. Sie schlafen Arm in Arm ein. Da erscheint, mit einer kleinen Papierlaterne, das Fräulein. Sie beugt sich über die Schläfer. Ihr Gesicht verzieht keine Miene. Sie streift einen ihrer Pantoffel vom Fuß und legt ihn dem Studenten in den Schoß. Entschwindet mit ihrer Laterne wie ein Glühwurm. Der Student erwacht, reibt sich die Augen, findet den Pantoffel und ist untröstlich. Vorhang.

Ich trat auf den Hof. Da stand die kleine Chinesin wieder. Ich überreichte ihr einen Busch Mimosen, den ich in einer Blumenhandlung für sie entwendet hatte. Sie schien zu lächeln. Dann ergriff sie meine Hand für eine Sekunde. Als ich am nächsten Abend wieder kam, sah ich die bunten Papierstreifen und Lampions nicht mehr. In dem Saal, wo gestern noch das hübsche Märchen von dem Pantoffel sich abgespielt hatte, schwofen Kommis, Arbeiter, Soldaten und wilde Weiber.

Ich ging zum Wirt, der dick hinter seiner Theke thronte. “Wo sind die Chinesen?”

“Abgereist heute früh. Übrigens sind Sie der, der gestern dem Star des Ensembles den Mimosenstrauß brachte?”

Ich bejahte herzklopfend.

“Ich habe etwas für Sie.”

Er gab mir ein kleines Paket.

In einer Ecke bei einem Glas Hellen öffnete ich. Zwei winzige Pantoffeln lagen darin und ein Zettel, auf dem geschrieben stand: Mai Lung Fang grüßt Sie. Mai Lung Fang diktierte diese Worte einem Freund für Sie. Mai Lung Fang liebt Sie, wie Sie Mai Lung Fang. Mai Lung Fang liebt die Kunst und die, welche die Kunst lieben. Friede und Glück sei mit Ihnen!”

Ich stürzte zur Theke.

“Wissen Sie nicht die nächste Adresse von Mai Lung Fang? Wohin ist sie?”

Der Wirt krauste die Stirn:

“Mai Lung Fang? Mai Lung Fang? Das war doch der junge Chinese, der die reizenden Mädchenrollen spielte? Und täuschend ähnlich. Ein entzückender Bursche! Wer's nicht wußte, konnte ihn nicht von einem Mädchen unterscheiden. Denken Sie, hier war ein junger Matrose, der sich sterblich in Mai Lung Fang verliebte, weil er sie für ein Mädchen hielt ...”

Er prustete wie ein Seehund.

Ich spürte im Herzen einen leisen Stich.

Es war scheußliches Wetter geworden. Der Regen klatschte an die Scheiben. Und im Rhythmus der rollenden Tropfen formte sich mir ein anderes *Hokku*:

Der Regen rinnt.
Ich liebte ein Phantom.
Die Wolken wehen –
Wohin weht mich mein Schicksal?

XXXIX. Der Boxkampf

Als ich allein durch die Straßen trieb wie ein Blatt im Herbstwind, wehte es mich in eine Ecke vor eine Plakatwand. Da las ich in schreienden Farben, schwarz und weiß auf rot:

Sensationell!

Heute Boxmatch, Großkampftag, im Großen Schauspielhaus an der Weidendammer Brücke!

Der Entscheidungskampf um die Weltmeisterschaft um die Weltherrschaft,

zwischen Munk dem Europameister, genannt Dictator mundi, und dem asiatischen Meister Mai Lung Fang, genannt die chinesische Wildkatze.

Versäume niemand, der weltgeschichtlichen Entscheidung beizuwohnen.

Das wollte auch ich nicht versäumen und begab mich durch eine Nebentür des Großen Schauspielhauses in das Artistenzimmer, wo ich Munk, der seine Muskeln spielen ließ, in einem großen Monolog antraf, der recht gut auch für die Arena selbst sich zum Vortrag geeignet hätte:

“Ich steige persönlich in die Schranken. Niemand soll sagen, daß ich feige bin. In mir verkörpert und vergeistigt sich der Kontinent. Die große Stunde schlägt. Die Frage ist: Europa oder Asien? Die weiße oder die gelbe Rasse? Schinderhannes und Schopenhauer, um zwei Polaritäten zu benennen – oder Laotse und Lihungtschang? Schnaps oder Opium? Wem gehört die Zukunft, die Ewigkeit heißen wird? Meine Muskeln sind gestählt. Ich bin trainiert. Ich habe Laotse gelesen. Mit seinen eigenen Waffen will ich ihn schlagen, den Gelben. Mir kann keiner. Zwei Monate berührte ich kein Weib. Ich berste vor Zeugungskraft. Verantwortung strafft mich. Schon hör ich sie singen, die Champions von Gleiwitz, Nancy, Warschau, Czernowitz, Malmö und Napoli: ave Caesar, morituri te salutant ...”

Ich stand neben dem Toilettenspiegel und schwieg.

Munk nahm keine Notiz von mir.

Der Manager stürzte aufgeregt herein.

Munk fragte gönnerhaft: “Wie steht's?”

Der Manager: "Ausgezeichnet. Ich komme die Binden und Handschuhe zu prüfen."

Munk streckte seine lederumkleideten Fäuste:

"Faust und Blut und Herz sind eins."

Der Manager strahlte: "Der Sieg scheint gewiß."

"Scheint?"

"Wie die Sonne scheint."

"Man wettet?"

"5:4."

"Zu wenig. Liebt mich das Volk nicht mehr?"

Munk stampfte mit den Füßen.

Der Manager begütigte:

"Es liebt Sie unaussprechlich. Aber es schätzt beim Boxkampf die Qualitäten als Boxer."

"Ich trainierte zwei Monate."

"Der Chinese hat den Weltmeister Carpentier knock-out geschlagen – in sieben Minuten."

"Die Schande der weißen Rasse zu rächen, trat ich auf."

"Europa vernahm es schauernd und – bewundernd. Niemand wurde so häufig wie Sie in den illustrierten Blättern abgebildet. Nun gilt es, alle Kräfte zu sammeln. Keine Abschweifung. Boxen ist eine Angelegenheit der egozentralen Weltanschauung. Ich oder du, heißt's hier. Nicht: ich und du.

Sie müssen ihn knock-out schlagen."

Christian, Munks Sohn, stürzte in die Garderobe.

“Vater – ich beschwöre dich – was tust du – er wird dich zerschmettern.”

Munk sah in den Spiegel:

“Wer ist das Jüngerchen? Ach, mein Sohn –“

Der Manager wurde nervös.

“Ich bitte, sich nicht zu derangieren. Ich habe hunderttausend Mark auf Sie gesetzt.”

Munk:

“Keine Furcht, mein Lieber. Ich habe Nerven wie Schiffstau. Was willst du, Sohn? Monatlang kümmerst du dich nicht um mich –“

Christian schüttelte die blonden Locken:

“Ich habe immer an dich gedacht –“

“Sentmentalitäten. Wer wirklich denkt, handelt.”

“Dein Bild hängt über meinem Bett. Gottvater weiß es.”

“Lachhaft. Ein nacktes Hürchen wäre passabler und passender.”

“Ich liebe dich.”

“Pfui Teufel. Ich dich nicht.”

Christian hob fromm die Hände:

“Laß mich für dich in die Arena steigen. Der Chinese wird dich töten.”

Munk brauste auf wie Selterswasser:

“Unsinn – hier: probier mal meinen Bizeps.”

Christian sprach leiser:

“Du bist stark. Aber ich bin schwach.”

“Ein blutarmes Bürschelchen. Ich bin die Kraft, die Wildheit und die Würde. Ich trotze. Mein Saft schwillt. Wie ich dich gezeugt habe, bleibt mir ein Rätsel. Ich hatte schon zwölf Kulmbacher hinter mir. Und ich wollte dich nicht: du Nichts, du Kaum, du Ach ...”

Der Jüngling lächelte traurig:

“Ich bin die Schwäche. Die Schwäche siegt. Rohr biegt sich. Die Eichen – fallen. Die Wolken wehen im Sturm – die Türme bersten.”

Munk zog die Stirn kraus:

“Symbole tangieren mich nicht.”

Der Jüngling wurde eindringlicher:

“Du hast nur dein Leben, deine Position. Unterliegst du, so ist deine Macht zu Ende, dein Leben zu Ende. Das Gelächter des Volkes wird dich bis Teheran scheuchen. Du willst herrschen. So bleibe. Herrschen ist dein Glück. Ich opfere mich gern für dich. Aber es wäre wohl kein Opfer: denn ich kann nicht unterliegen.”

Munk probierte einen Stoß am Ball, der von der Decke hing.

“Geh in den Zoologischen Garten. Lerne bei den Känguruhs boxen. Dann komm wieder.”

Der Manager unterbrach ihn mit heiserer, aufgeregter Stimme: “Das Klingelzeichen. Sind Sie bereit?”

Munk straffte sich:

“Ich bin's.”

Er ging mit großen Schritten an Christian und mir vorbei, ohne uns beide eines Blickes zu würdigen.

Aus der Arena klang ohrenbetäubendes Beifallsklatschen.

Christian und ich blieben wie Karyatiden links und rechts an der Tür stehen.

Wir sprachen kein Wort.

Wir wußten den Ausgang des Kampfes zu gut.

Mai Lung Fang hatte auch mich besiegt. Er hatte die Fähigkeit, jede Gestalt anzunehmen.

Nach kaum fünf Minuten wurde Munk auf einer Bahre blutüberströmt hereingetragen.

Der Chinese hatte ihm beide Augen aus dem Kopf geschlagen.

Es gab keine europäische Weltanschauung mehr.

Ich hörte noch den Manager kreischen:

“Gott sei Dank haben wir in Berlin ein Institut für künstliche Menschengen. Berlin in Deutschland, Deutschland in Europa, Europa in der Welt voran.”

Ich trat an die Bahre:

“Erkennst du mich, Munk?”

Christian streichelte ihn mit wirren Händen.

Ich bekam keine Antwort.

Ich schlich heimlich und unauffällig, wie ich gekommen war, aus dem Haus.

XXXX. Das Armband

Nach acht Tagen verließ ich das Mädchen.

Sie gab mir die Hand, sah mir noch einmal in die Augen und küßte mich sanft auf den Mund.

Ich ging durch die Straßen und wiederum wußte ich nicht, wohin mein Weg mich führen würde. Ich war von oben bis unten verlaust. Aber ich hatte zu den Läusen schon jenes kameradschaftliche Verhältnis der Armen und Elenden gewonnen, denen Wanze, Laus und Ratte bessere Geschwister sind als die Menschen.

Ich irrte durch die Straßen. Ein Junge flüsterte mir ins Ohr: "Wollen Sie Ihr Glück machen?" Ich nickte. Er zog schmutzige Zettel aus der Tasche, auf denen mit Bleistift Nummern gekritzelt waren. Er sprach: "Das Los kostet fünf Mark. Vater hat die Lotterie. Da im Haustor. Hauptgewinn fünfzig Mark. Nehmen Sie ein Los." Ich hatte kein Geld, mein Glück zu machen.

Ich strandete vor der Auslage einer Buchhandlung und sah, ob Bücher von mir ausgestellt seien. Ich las: "Richtig Deutsch für Militäranwärter", "Das deutsche Gaunertum in seiner sozialpolitischen, literarischen, linguistischen Ausbildung", "Rotwelsch für Anfänger". "Der neue Pitaval" war aufgeschlagen. Ich las die Kapitelüberschrift: "Das Geständnis." Es war mein Geständnis. Es war schon gedruckt.

An hellerleuchteten Schaufenstern blieb ich stehen und betrachtete interessiert die Auslagen der Ledergeschäfte und Juweliers.

Ich bewunderte einen Koffer. Echt Vulkanfibre.

Wenn ich verreiste? Ein Knotenstock in einer Stock- und Schirmauslage brachte mich auf den Gedanken der Wanderschaft.

Wenn ich auf die Wanderschaft ginge?

Ich war zum Tuppeln noch nicht zu alt.

Hunde bellten.

Ein Polizist blökte mich an:

“Bleiben Sie doch hier gefälligst nicht mitten auf dem Fahrdamm stehen.”

Im Schaufenster eines Juweliergeschäfts lenkte ein sonderbarer Schmuck meinen Blick auf sich.

“Achtung! Sensation! Gelegenheitskauf!
Armband aus echten Menschaugen!”

Es peinigte mich die Zwangsvorstellung, den Preis dieses Armbandes zu erfahren.

Also war der Mann mit dem Karren es doch seinerzeit losgeworden.

Verlumpt und verkommen wie ich war, betrat ich das elegante Geschäft.

Der Geschäftsführer machte Stielaugen.
Ich stotterte:

“Ich wüßte gern den Preis des Armbandes aus Menschaugen in der Auslage.”

Der Geschäftsführer musterte mich von oben bis unten:

“Verlassen Sie gefälligst das Lokal.”

Im Hinausgehen hörte ich:

“Der Strolch baldowert eine Gelegenheit zum Einbruch aus.”

Ich blieb wieder vor dem Schaufenster stehen.

“Diese Augen da”, sann ich, “sind Marias, die dort Hyacinthes Augen.”

Andern Augen gab ich die Namen anderer Frauen, die ich geliebt hatte. Auch Munks Augen sah ich darunter. Nur ein paar Augen fehlten: Mariannens Augen.

Ich wußte, daß sie jetzt irgendwo durch Straßenstaub und Sternennebel nach mir Ausschau hielten, daß sie mich erwarteten in dumpfer seliger Ruhe und daß zwei Kinderaugen ihrem Blick ins Dunkel folgten.

Ich hörte eine Stimme neben mir:

“Das ist Unfug! Betrug! Die Augen im Armband sind keine echten, sondern künstliche Menschaugen. Ich sehe das sofort. Ich bin Inhaber eines Instituts für künstliche Menschaugen.”

Ich drehte mich um und bemerkte einen kleinen, dicken, behäbigen Herrn, der einen Nerzpelz trug.

“Entschuldigen Sie –“

Der Herr musterte mich streng und kritisch.

“Entschuldigen Sie”, fuhr ich fort, “ich habe so viel Elend und Not, Verbrechen und Wahnsinn auf dieser Erde mit angesehen, daß mich meine Augen schmerzen und ich sie mir oft aus dem Kopfe reißen möchte. Vielleicht sieht man durch Ihre künstlichen Augen dieses Leben rot und blau und gold und silbern wie auf den Ansichtskarten. Wollen Sie mir nicht ein paar künstliche Augen anfertigen, nach Maß?”

Der dicke Herr sah mich überrascht an.

“Lassen Sie sich erst mal desinfizieren, ehe Sie mit mir sprechen.”

Dieses Scherzwort hatte Heiterkeit und unterdrücktes Gelächter einiger Passanten, die stehengeblieben waren, zur Folge.

“Und dann zur Aufklärung: ein paar künstliche Menschaugen nach Maß kosten fünftausend Mark. Die Hälfte der Summe ist bei Bestellung a conto zu zahlen. Es gibt allerlei unsichere Kantonisten ...”

Er zwinkerte mit den Augen, was das umstehende Publikum wieder zu Kichern und Schmunzeln ermutigte.

Ich sah durch den dicken Mann hindurch, als wäre er Glas. Wie sonderbar, ich hatte völlig vergessen, daß man zum Leben ja Geld brauche. Der Begriff “Geld” – ich hatte ihn vergessen.

XXXXI. Im Obdachlosenasyll

Todmüde vom Hin- und Herlaufen ohne Zweck und Ziel betrat ich spät abends das Obdachlosenasyll.

Als ich in den Baderaum sah, erwachte das Reinlichkeitsbedürfnis mit mehr als physischer Kraft in mir. Du mußt wieder rein werden, dachte ich, ja, das mußt du: ein sauberer, ein reiner, ein reinlicher Mensch.

Ich schloß mich der Kolonne an, die in den Baderaum strömte. Ich zog mich aus. Währenddessen wurden meine Kleider in einem riesigen, dampfenden Kessel entlaust.

Dann stand ich eine Viertelstunde unter der kalten Dusche. Ach, das tat wohl.

Am Eingang des Schlafsaales empfing ich einen Eßnapf und eine dünne Decke. Es herrschte eine dicke, stickige Wärme: wie damals, als ich durch den wunderlichen Wald schritt. O! wie lange war das her! So sehr ich mich auch anstrengte: ich konnte mich nicht mehr besinnen.

Ich lag an der Wand der Frauenstation.

Eine vernagelte Türe trennte sie von der Männerstation.

Klopfsignale von beiden Seiten.

“Kamerad”, sagte einer neben mir, der sein Hemd beim trüben Licht flickte, “wart' das Dunkel ab. Dann brechen wir die Tür ein. Liegen hübsche Weiber drüben.”

Jemand spielte Mundharmonika.

“Frühmorgens, wenn die Hähne kräh'n –“

Einige sangen mit.

Da klang Gesang aus der Frauenabteilung.
Die Mundharmonika verstummte.

Und klar und vernehmlich klang es durch die Wand:

Ich war'n junges Ding,
Man immer frisch und flink,
Da kam von Borsig einer,
Der hatte Zaster und Grips.
So hübsch wie er war keiner
Mit seinem roten Schlips.
Er kaufte mir 'nen neuen Hut
Wer weiß, wie Liebe tut.
Berlin, o wie süß
Ist dein Paradies.
Unsere Vaterstadt
Schneidige Mädchen hat.
Schwamm drüber. Tralala.

Ich immer mit'n mit.
Da ging der Kerl verschütt.
Als ich im achten schwanger,
Des Nachts bei Wind und Sturm,
Schleppt ich mich auf'n Anger,
Vergrub das arme Wurm.
Es schrie mein Herz, es brannte mein Blut,
Wer weiß, wie Liebe tut.
Berlin, o wie süß
Ist dein Paradies.
Unsere Vaterstadt
Schneidige Mädchen hat.
Schwamm drüber. Tralala.

Jetzt schieb ich auf'n Strich.
Ich hab' nen Ludewich.
In einem grünen Wagen
Des Nachts um halber zwee,
Da ha'm sie mich gefahren
In die Charité.
Verwest mein Herz, verfault mein Blut,
Wer weiß, wie Liebe tut.
Berlin, o wie süß
Ist dein Paradies.
Unsere Vaterstadt
Schneidige Mädchen hat.
Schwamm drüber. Tralala.

Krank bin ich allemal.
Es ist mir allens eja.
Der Weinstock, der trägt Reben,
Und kommt 'n junger Mann,
Ich schenk ihm was für's Leben,
Daß er an mich denken kann.
Quecksilber und Absud,
Wer weiß, wie Liebe tut.
Berlin, o wie süß
Ist dein Paradies.
Unsere Vaterstadt
Schneidige Mädchen hat.
Schwamm drüber. Tralala.

Es wurde dunkel und still, hüben und drüben.

Röcheln, Atmen, Husten, Schnarchen, Seufzen.

“Du”, jemand stieß mich im Dunkeln ungeschickt an. “Kamerad, hilf, wir brechen die Tür zur Frauenabteilung auf ...”

Wir stemmten uns.

Einer kommandierte wie beim Pfählerammen oder Steinepflastern, aber ganz leise:

Eins – hupp – eins – hupp –

Die Tür gab nach.

Wie Wanzen liefen fünf, sechs Männer herüber und hatten bald ein Weib im Arm.

Ich kroch langsam und tastete mich an ein Frauenlager, gleich an der Wand, dem meinen gegenüber.

Und wie ich mein Gesicht dicht über die ruhig und tief schlafende Frau beuge, die ein Kind im Arm hält, erkenne ich, daß Marianne es ist, die ich mit meinem Herzen als Kompaß und mit meiner Sehnsucht gesucht habe alle die Tage: Marianne, mein Mädchen, und unser Kind.

Und schweigend halte ich wie der Cherub Wache an ihrem Lager.

XXXXII. Der Weg ins Freie

Am nächsten Morgen erwartete ich Marianne am Ausgang der weiblichen Abteilung.

Sperlinge und Kinder schrien und tanzten in der Sonne, es war über Nacht Frühling geworden, irgendwo – Wunder der Großstadt – schlug eine Nachtigall.

Marianne ging neben mir, hüpfend, sie zählte die Straßensteine ab und spielte das uralte Spiel Himmel und Hölle im Schreiten.

Ich trug das Kind auf dem Arm, das mit beiden Händen in die Sonne griff.

Ich würde und wollte Arbeit finden, ganz gewiß. Mit dem Leben mußte Ernst gemacht werden. Ach, jetzt begann es ja erst: in den Augen dieses schönen Mädchens, dieses heitern Kindes; noch nie war dieses Leben, Rausch der Liebe, Fanfare der Pflicht, Himmel über tausend Höllen, gelebt. Mit diesem Frühlingstag heute würde es beginnen. Eine neue Weltepoche würde ab heute datieren. Das erste Jahr begann. Meine Lunge dehnte sich:

Freiheit! Nicht mehr zurückblicken! Die Ketten waren gesprengt. Noch strahlte die Sonne, noch atmete meine Lunge, noch schlug mein Herz: wie eine Nachtigall.

Um für heute Geld zu haben, etablierte ich mich als wilder Kofferträger am Anhalter Bahnhof. Ich verdiente fünfzig Mark.

Als wir am Abend in einer kleinen Wirtschaft gegessen hatten, auf dem Weg zu einer billigen Unterkunft im Norden waren und die Brücke am Reichtagsufer überquerten, lag dort unter der Laterne ein Mann.

Ich dachte zuerst, er sei besoffen.

Ich gab das Kind Marianne, trat näher und fuhr zurück.

Ich glaubte, wie in einem Spiegel mein eigenes Gesicht gesehen zu haben. Der Mann, der da lag, war tot. Und der Tote hatte eine wunderliche Ähnlichkeit mit mir.

Da durchzuckte mich blitzschnell eine wilde Freude, ein mystischer Plan. Der Tote war elegant und konnte für mich in meinen früheren abgelebten

Zeiten wohl gelten.

Ich faßte in seine Brusttasche, öffnete die Briefftasche: sie enthielt einen Paß, lautend auf Andreas Z....., geboren 1891, berufslos. Ich nahm den Paß an mich und steckte meinen Heimatschein, der mich bisher legitimiert hatte, dem Toten in seine Tasche.

So hieß ich denn von jetzt ab Andreas Z..... und war mein erstes Ich gestorben und begann mein zweites, anderes Ich.

Das Kind auf dem linken Arm, den rechten um Mariannes Schultern gelegt, über die die langen blonden Zöpfe niederrollten, daß sie aussah wie ein Schulmädchen, ging ich am nächsten Morgen zum Schlesischen Bahnhof, in das erste Frührot eines lauen Frühlingstages hinein.

Aus der Asche des Yenkadi stieg ich phönixhaft zu neuem Flug.

* * *

Die Morgenblätter brachten die Nachricht, daß der Doktor X....., der kürzlich einen schweren Blutsturz erlitten, weiteren Kreisen als origineller Couplettdichter sowie auch von seinen Gastspielen auf dem Podium her bekannt, in der vergangenen Nacht auf der Brücke am Reichstagsufer tot aufgefunden worden sei.

Da der Verstorbene nicht beraubt und kein Anzeichen eines gewaltsamen Todes festgestellt wurde, müsse man einen Schlaganfall vermuten. Mit lebhaftem Bedauern nehme die Presse von seinem unerwarteten Hinscheiden Kenntnis.

* * *

Ich trage mein Schicksal nicht auf den Händen vor mir her. Diese Augen brennen nach innen, und dieses Herz schlägt unter der Haut. Weil diese Stirn so glatt: ist das Hirn innen um so verrunzelter, und dieses klare Auge ist mit dunklen Schmerzen erkauft. Viel Tränen, die kein Mensch erblickte, haben es so klar gewaschen. Wenn man aufmerksam zusähe, würde man unter meinen blonden Haaren einige weiße finden. Die Spuren meiner Gefängnis-, Kranken- und Irrenhauszeit sind verwischt und verweht im Sande wie Fuchsschritte im märkischen Kiefernwald.

Wind und Wolke und Welt streiche ich mir von den Wimpern, wenn ich will. Wer kann mir in den Magen sehen, daß er Risse hat vom Hungern?

Ich stehe an der Schwelle des dreißigsten Jahres, und sehe und höre ich zurück, so braust und rast ein brauner Strom mit weißen Gischtkämmen: wie Inn oder Bober im Hochwasser. Und sehe ich nach innen: so ist's der gleiche Strom, nur von fremden Lichtern bestrahlt, die von weither fliegen wie exotische Glühkäfer. Und lausche ich nach vorn: es ist das gleiche Rauschen. Aber ich schreite über den Wassern wie einst Christus auf dem See Genezareth. Ich tanze, ich hüpfе, ich springe und ich schreite. Ich falle ins Knie, aber ich springe wieder auf die Füße: und schreite. Und unten saust der Strom, über den ich Charon die Seelen von Maria und Marianne zutreiben sollte. Ich höre Charon staken und fluchen. Sein Boot ist leer. Der Strom trägt mich wie ein trottoir roulant.

Ende

Quellenangaben



Meine Lizenz



Ebook Gisela Rieger

Meine Homepage

Cover: Wurde dem Buch entnommen und durch Gisela Rieger neu bearbeitet.

Kleines Bild: Logo 664: „OPEN“, heinz.p, CC-Lizenz (BY 2.0)

<http://creativecommons.org/licenses/by/2.0/de/deed.de>

Bild stammt aus der kostenlosen Bilddatenbank <http://www.piqs.de>

Die Texte ab XXIII. werden als Ebook 2 veröffentlicht.